Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

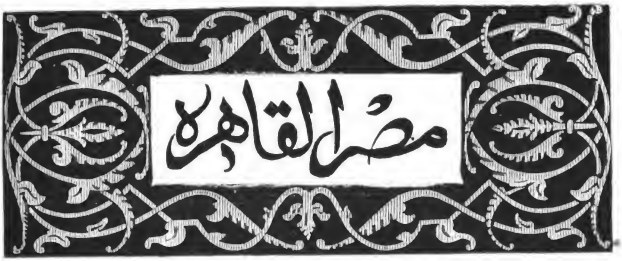
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

LEESMUSEUM
AMSTERDAM

Bilder aus Kairo.

II.



Bilder aus Kairo.

Von

Adolf Ebeling,
Verfaſſer der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ ꝛc.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Levy & Müller.
1878.

209

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

C. Hoffmann'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

DT 14
E2
v.2

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Ein arabisches Gala-Diner	1
II.	Der Chamsihn	26
III.	Eine Pyramidenbowle bei Vollmondschein	37
IV.	Aegyptische Frauen	57
V.	Der Nil und sein Wasser	74
VI.	Der Durchstich des Nildammes bei Kairo	92
VII.	Ismail, der Khedive von Aegypten	109
VIII.	Ein fürstliches Leichenbegängniß	121
IX.	Ole Bull auf der Cheops-Pyramide	133
X.	Die Muskih	144

M310120

I.

Ein arabiſches Gala-Diner.

Scheich Ibrahim, oder mit ſeinem vollen Namen Ibrahim Amin, Ibn Abdallah Nasri (der treue Ibrahim, der Sohn des ſiegreichen Dieners Gottes) iſt einer der vornehmſten und angeſehenſten Männer von Kairo. Er verdankt dies nicht allein ſeinem Reichthume, ſondern auch ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinem gottesfürchtigen Wandel. Das Letztere natürlich im mohammedaniſchen Sinne: ſtrenge Beobachtung der täglichen Gebete und Abwaſchungen, aber auch des Almoſengebens und ſonſtiger Werke der Nächſtenliebe; jedenfalls die beſte Seite des Islam.

Wir trafen einſt den Scheich Ibrahim zufällig in dem Hauſe eines arabiſchen Großhändlers, den wir mit einem befreundeten Landsmanne, der mit dieſem in Geſchäftsverbindung ſtand, beſuchten, und die Bekanntſchaft war bald gemacht. Der Scheich ſpricht etwas franzöſiſch, und wir verſtanden bereits die gewöhnlichen Redensarten des Vulgär-Arabiſchen, ſo daß wir uns ganz gut unterhalten konnten. Er bemerkte auch alsbald unſer großes Intereſſe an Land

und Leuten und an den inländischen Sitten und Gebräuchen, und schien sehr geschmeichelt, als wir ihm und seiner Nation in der einen und anderen Beziehung ein Kompliment machten. Später fragte er uns im Laufe des Gespräches, ob wir schon einmal ein arabisches Diner mitgemacht hätten, und als wir dies verneinten, lud er uns sofort und sehr höflich zu einem solchen ein, und zwar in seinem eigenen Hause, aber, wie er scherzend hinzufügte, ganz auf arabische Manier. „Bring' auch einige Freunde mit," sagte er zu mir, als er Abschied nahm, „denn deine Freunde sind meine Freunde" — ein weiterer Beweis der alt-orientalischen Gastfreundschaft, die sich bis auf den heutigen Tag auch noch in Aegypten, wie im ganzen Orient, erhalten hat.

Man kann sich denken, daß ich auf das bereitwilligste zusagte, und auch die „Freunde" waren schnell gefunden, ja wir hätten leicht ein volles Dutzend zusammengebracht, denn dergleichen Einladungen, wenigstens von einem so vornehmen Manne, gehören in Kairo immer zu den Seltenheiten. Wir beschränkten unsere Gesellschaft indeß auf vier Personen: einen preußischen Major, einen deutschen Maler, meine Wenigkeit und selbstverständlich den deutschen Kaufmann, der, wie oben erwähnt, die Bekanntschaft vermittelt hatte. Dieser übernahm es auch, den Scheich von dem Tage unseres Besuches in Kenntniß zu setzen, was, wie wir gleich sehen werden, eine besondere Auszeichnung zur Folge hatte. Denn als wir uns

zum Aufbruche anſchickten und ſchon einen Wagen beſtellen wollten, meldete uns der Portier des Hôtels, daß einige arabiſche Diener mit einem Reitpferd und zwei Eſeln im Hofe auf uns warteten, um uns abzuholen. Und ſo war es auch: der aufmerkſame Scheich hatte es ſich angelegen ſein laſſen, ſogar für unſere Beförderung nach ſeiner Wohnung zu ſorgen; gleichfalls eine orientaliſche Sitte, aber nur ſehr vornehmen Perſonen gegenüber, ſo daß wir ganz ſtolz darauf waren. Ein ebenholzſchwarzer Nubier, in ſchneeweißen Gewändern und lichtgelbem Turban, hielt einen ſchönen arabiſchen Schimmel am Zaume, der hohe Sattel mit der breiten Rücklehne war mit dunkelblauem Sammet überzogen und die tief herabfallende Satteldecke von demſelben Stoffe und reich mit ſchwarzſeidenen Franzen und Troddeln beſetzt; das Meſſing der ſchaufelförmigen Steigbügel blitzte wie Gold und vorn an der Bruſt trug das edle Thier ein funkelndes ſilbernes Gehänge wie Frauenſchmuck. Die beiden Eſel, zwei ſtattliche, ſilbergraue ſyriſche Reiteſel, trugen hochrothe Decken mit breiten Goldfranzen, und an Stirn und Bruſt allerlei Zierraten von Goldblech, und die beiden dazu gehörenden braunen Diener waren ähnlich koſtümirt wie der Nubier. Pardon für dieſe detaillirte Beſchreibung, aber ſo brillant waren wir in Kairo noch niemals ausgeritten. Wir überließen dem Major das Reitpferd und beſtiegen, der Maler und ich, die Eſel; unſer Freund, der deutſche Kaufmann, hatte ſeinen eigenen

Eſel mitgebracht. So zogen wir durch die Muskih, wo man uns in dem Menſchengedränge, das gerade in jener Nachmittagsſtunde am ſtärkſten iſt, kaum bemerkte, aber als wir bald darauf in eine Seitenſtraße einbogen, hatten wir die Genugthuung, von vielen neugierigen Augen angeſtaunt zu werden.

Wir ritten ungefähr eine halbe Stunde und immer weiter in das eigentliche alte Kairo hinein und kamen in eine Gegend, wo wir noch nie geweſen waren. Die Straßen, die wir paſſirten, waren meiſt eng und oft ganz vereinſamt, dann kamen wieder freiere Plätze mit einzelnen Palmbäumen, unter denen beturbante Araber in dunkeln Gewändern bewegungslos ſaßen, oder auch halbnackte braune Kinder ſpielten. Auch an verſchiedenen Moſcheen ritten wir vorüber und konnten durch die weitgeöffneten Thore deutlich die Moslimen ſehen, wie ſie auf den Teppichen und Matten des Bodens umherſaßen und unter allerlei Hand- und Kopfbewegungen ihre Gebete, oder im Vorhofe ihre Abwaſchungen verrichteten. In langen Reihen ſtanden die rothen und gelben Pantoffeln vor der Schwelle des Haupteinganges, denn der Muſelman darf niemals mit ſeiner Fußbekleidung das Heiligthum betreten.

Endlich hielten wir vor dem Hauſe des Scheichs; nur muß ſich der freundliche Leſer darunter kein Haus nach deutſchen oder ſonſt europäiſchen Begriffen vorſtellen, denn das wäre weit gefehlt. Ein arabiſches Haus, vollends dasjenige eines Reichen und Vornehmen,

ist etwas ganz Anderes. Man sieht von demselben von der Straße aus eigentlich nichts als hohe, kahle Mauern, nach oben hin mit größeren und kleineren holzvergitterten Oeffnungen, von denen die breitesten erkerähnlich vorgebaut, aber immer dicht-verschlossen sind. Das ist so ziemlich Alles. Eine ächtarabische Straße mithin, wie es deren auch in Kairo noch viele giebt, die im Erdgeschoße nicht einmal Kramläden oder sonstige Boutiquen besitzen, macht auf den Fremden einen überaus tristen und monotonen Eindruck; dazu sind die Eingangsthüren sehr niedrig und klein und der Unkundige sagt sich bei diesem Anblick ganz wehmüthig: Lieber Gott, wie können hinter diesen nackten, düsteren Mauern, die sehr an mittelalterliche Mönchsklöster erinnern, Menschen angenehm und bequem wohnen! Ist er aber eingetreten, so bekommt er sofort eine ganz andere Ansicht, ja oft ist er ebenso überrascht wie erstaunt, und muß sich gestehen, selten etwas Schöneres und Originelleres gesehen zu haben. Alsdann erscheint ihm seine eigene Wohnung daheim in Deutschland oder sonstwo, und wäre sie auch noch so elegant und prächtig, sehr nüchtern und prosaisch, denn der poetische Zauber des Orients, der freilich im großen Ganzen stets mehr und mehr verbleicht und verschwindet, ist ihm hier auf einmal erschlossen. Natürlich gilt dies nur von reichen und ächt-arabischen Häusern alten Stils, die auch in Kairo bei den so sehr überhand nehmenden modernen Bauten immer seltener werden, so daß ein Tourist recht gut

eine ganze Wintersaison in der Khalifenstadt zubringen kann, ohne jemals in eines gekommen zu sein. Aber gerade in ein solches führen wir heute die Leser und laden sie darin noch obendrein zu Tische — freilich nur im Geiste und auch nur die Herren, denn die Gegenwart der Frauen bei einer arabischen Mahlzeit ist (leider!) arg verpönt.

Wir ritten durch das geöffnete Thor, das sich übrigens sofort wieder hinter uns schloß, in den Hof hinein und unser erster Blick fiel auf ein Paar gewaltige Nil-Akazien, die den weiten Raum fast ganz beschatteten. Leichte Gestelle von Palmzweigstäben standen überall umher, sie waren mit buntfarbigen Teppichen belegt und dienen, wie in allen solchen Höfen, den Ankommenden zum ersten Ausruhen. Bei uns bedurfte es aber dessen nicht, denn der Hausherr war bereits erschienen; er begrüßte uns herzlich und nöthigte uns hinein in den Salahmlek, den großen Empfangssaal, der zur ebenen Erde an der linken Seite des Hofes lag. Ungefähr sechs bis acht weißgekleidete Diener, meist dunkelbraune Abessinier und vermuthlich mehrere Sklaven darunter, folgten uns in ehrerbietiger Entfernung und blieben ebenso ehrerbietig im Hintergrunde des Saales stehen, um „jedes Winkes gewärtig" sofort zur Hand zu sein, wie es die orientalische Sitte mit sich bringt.

Zunächst aber verdient nun der „Salahmlek" eine nähere Beschreibung. Man denke sich einen sehr hohen, viereckigen Saal von wenigstens 30 Schritt im Durch-

messer und in der Mitte ein Marmorbassin mit einem kleinen Springbrunnen, der unaufhörlich plätschert und in dem ganzen Raume eine angenehme Kühle verbreitet. Das Licht fällt von oben durch die farbigen Gläser einer großen, reich verzierten „Laterne", was einen wahrhaft magischen Effekt hervorbringt. Der Fußboden besteht aus kostbaren schneeweißen Marmorplatten, die an verschiedenen Stellen mit sehr feingeflochtenen hellgelben Strohmatten belegt sind. An jeder der drei Seiten des Saales (an der vierten Seite ist der Eingang) befindet sich ein Ausbau wie ein kleines besonderes Zimmer, der um einige Stufen höher liegt. Hier ist der Fußboden mit prächtigen Teppichen belegt, und niedrige, aber sehr tiefe Divane stehen rings an den Wänden, denn dies ist der eigentliche Ort des Empfanges.

Die Etikette des Orients verlangt, daß man, sobald man sich gesetzt hat, sich gegenseitig von Neuem begrüßt, und zwar weit umständlicher und anhaltender, als beim Eintritt: die rechte Hand unter Verneigungen auf Herz, Stirn und Mund gelegt, was man um so häufiger wiederholt, je vornehmer Wirth und Gast sind; ja ich habe manche Besuche gesehen, die sich einfach darauf und auf einige höfliche Redensarten beschränkten und doch eine ganze Weile dauerten. Mit uns war es natürlich etwas Anderes, denn wir waren ja geladen und obendrein zu Tische.

Kaum hatten wir Platz genommen, so erschienen zwei kleine, allerliebst kostümirte Negerknaben —

eigentlich Negersklaven, aber ich vermeide das häßliche Wort gern, obwohl die Sklaven überall in den vornehmen Häusern von Kairo sehr gut behandelt werden — und stellten sich rechts und links in unsere Nähe. Jeder von ihnen hielt eine lange silberglänzende Stange, ähnlich wie ein Bischofsstab, in der Hand, an deren unterem Ende große bewegliche Fächer aus schwarzen Straußfedern angebracht waren, die sie unaufhörlich sanft hin- und herschwenkten, um uns Luft zuzufächeln und zugleich die lästigen Fliegen zu verscheuchen. Diese Fächer sind überdies mit den goldgrün schillernden Flügeldecken eines Prachtkäfers dicht besetzt, was wunderhübsch aussieht. Sie sind aber eigentlich in Ostindien zu Hause und man findet sie nur selten im türkischen Orient, schon weil sie sehr theuer sind.

Ein Effendi, in schwarzer Stambuline und rothem Tarbusch, vermuthlich der Intendant des Hauses, trat ein, verneigte sich mit tiefem Salahm vor uns und gab dann den im Hintergrunde stehenden Dienern einen Wink, nichts weiter. Diese entfernten sich sofort und kamen nach wenig Minuten mit allerlei Geräthen zurück, um uns den Kaffee zu serviren, denn mit Kaffee beginnt im Orient jeder Besuch. Aber es verhält sich damit ganz anders, wie bei uns daheim, und ich muß durchaus einige Worte darüber sagen. Im Ganzen waren vier Diener dabei beschäftigt, die sich im Halbkreise vor uns aufstellten: der erste hielt ein großes silbernes Kohlenbecken an langen silbernen Ketten, ähnlich wie die Weihrauchfässer in unseren

Kirchen, und auf den Kohlen stand die langgestielte silberne Kanne. Ein zweiter Diener trug auf einem silbernen Plateau die Täßchen, über die aber vor der Hand noch eine prächtige, goldgestickte blaue Atlasdecke gebreitet war; nun trat der dritte hinzu, hob die Decke ab und hing sie dem andern über die Schulter, wodurch dieser ganz malerisch drappirt dastand, nahm dann ein Täßchen, stellte es in den Einsatz und überreichte beide, nachdem er eingeschenkt hatte, dem vierten, der sich, die linke Hand auf die Brust gelegt, mit einer tiefen Verbeugung näherte und uns den duftenden Trank präsentirte. Wer schon mit den Sitten bekannt ist, begrüßt, bevor er das Schälchen annimmt, den Hausherrn, der wieder grüßt; auch weigert er sich dann wohl noch, der Erste zu sein, indem er grüßend auf einen anderen Gast zeigt, der seinerseits abwehrend grüßt u. s. w., bis endlich Jeder, und der Hausherr zuletzt, bedient ist. Der Leser lächelt gewiß, wenn er dies liest, über all diese Komplimente und Umstände, aber an Ort und Stelle und in der entsprechenden Umgebung macht es sich ganz anders, denn Alles geht gemessen, ja feierlich und dabei völlig lautlos zu, und wenn man es einige Male mitgemacht hat, so findet man es durchaus natürlich. Der Kaffee, selbstverständlich ohne Zuthat an Zucker oder gar Sahne, war köstlich, freilich mit einem schwachen Ambra-Geschmack, den man in vornehmen Häusern, wenn man die Gäste besonders ehren will, gern beimischt, doch das Quantum Kaffee ist kaum mehr als das eines

kleinen Liqueurgläschens bei uns, mithin ein einziger guter Schluck, aber der Orientale ſchlürft langſam und bedächtig. Die Schälchen ſelbſt beſtanden aus feinem chineſiſchen Porzellan, dünn wie Papier, und der Einſatz, in der Form wie unſere Eierbecher, aus Goldfiligran mit kleinen Türkiſen beſetzt. Hat man getrunken, ſo gibt man ſofort das Täßchen zurück, gleichfalls mit dem obligaten Gruß und Gegengruß.

Nach dem Kaffee die Pfeifen, und zwar der landesübliche Tſchibuk. Man reicht auch wohl Cigaretten (Cigarren faſt nie), aber das ſind moderne Neuerungen, mit denen ſich der ächte Orientale noch nicht befreundet hat. Der Tſchibuk und der Nargileh (die Waſſerpfeife) ſind noch immer die gewöhnlichen Pfeifen im Orient, die letzteren verträgt indeß der Europäer nicht leicht, weil der Rauch verſchluckt werden muß. Deshalb ſagt man auch auf arabiſch nicht Tabak rauchen, ſondern Tabak „trinken“. Der Tſchibuk hingegen iſt für jeden Raucher ein großer Genuß und er darf bei keinem Beſuche fehlen. Die uns hier im Hauſe des Scheichs gereichten beſtanden aus einem wenigſtens acht bis zehn Fuß langen, ſehr biegſamen Jasminrohre mit dem kleinen Kopfe aus rothem Thon und einem koſtbaren Bernſtein-Mundſtück, das in der Mitte von einem goldenen, Perlen- oder Edelſtein beſetzten Reif umſchloſſen iſt. Der Kopf ſelbſt ruht beim Rauchen auf einer tellergroßen flachen Schale von Silber oder Meſſing, vorzüglich deshalb, damit kein Feuer auf den Teppich falle.

Wieder zogen sich die schwarzen und braunen Diener lautlos zurück und stellten sich mit über die Brust gekreuzten Armen im Hintergrunde auf, und wie wir nun so dasaßen, die beiden fächerwedelnden Negerknaben rechts und links, so fehlte uns zur völligen Harmonie mit der Umgebung wirklich nur das türkische Kostüm, um eine ächt orientalische Gruppe zu bilden. Um so schöner machte sich dafür unser Wirth, der Scheich Ibrahim, der mit untergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Polster in unserer Mitte saß. Seine feinen rothen Lederpantoffeln standen vor ihm auf dem Boden und sein Kostüm war wirklich ganz so, wie wir es in Deutschland manchmal in irgend einer Oper, die im Orient spielt, zu sehen bekommen. Ich erinnere mich, einmal als Kind eine Aufführung von Lessing's Nathan gesehen zu haben und wo der prächtige Anzug Saladins mir bis auf den heutigen Tag unvergeßlich geblieben ist. Und ähnlich sah wirklich der Scheich aus. Er trug über seinen schneeweißen Unterkleidern einen langen, ziemlich enganschließenden Kaftan von goldgelbem Atlas mit breiten violetten Streifen und mit hellrother Seide gefüttert, als Leibbinde einen weißen Kaschmirshawl mit dunkelrothen Palmen und darüber ein Oberkleid von einem mattgelben kaschmirartigen Stoffe mit weiten, offenen Aermeln und überaus reich mit bunten Stickereien und Goldborten geschmückt. Dazu einen dunkelgrünen, sehr künstlich geschlungenen Turban, mit einem breiten Goldrande durchflochten. Der grüne Turban ist das alleinige Anrecht

der Nachkommen des Propheten, und das Goldband das Abzeichen eines hochgeſtellten Scheichs, welche Doppelwürde unſer Wirth in ſich vereinigte.

Plötzlich erhob er ſich, verneigte ſich gegen uns und bat uns mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. Der bereits oben erwähnte Intendant war nämlich wieder erſchienen und hatte durch eine tiefe Verbeugung ſeinem Herrn angezeigt, daß die Mahlzeit bereitet ſei.

Die Diener eilten hinzu und nahmen unſere Tſchibuks in Empfang, und wir folgten unſerem Wirthe auf die entgegengeſetzte Seite des Saales, denn nun ging es zu Tiſche.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß der würdige Scheich bei ſeiner Einladung ausdrücklich die Bedingung gemacht hatte: „ganz auf arabiſche Manier“, und der Moment war jetzt gekommen, wo dies zur Wahrheit werden ſollte. Man ſtelle ſich deshalb keine Tafel vor, wie bei uns zu Hauſe, keinen ſauber gedeckten Tiſch mit Tellern und Schüſſeln, mit Silberzeug an Löffeln, Meſſern und Gabeln, mit Gläſern, Karaffen und Flaſchen und ſonſtigem Zubehör — von all dem iſt auf einer arabiſchen Tafel wenig Aehnliches zu ſehen. Freilich macht man in einem reichen arabiſchen Hauſe, wie dasjenige, wo wir zu Gaſt gebeten waren, gleichfalls viel Vorbereitungen, aber dieſe ſind doch ganz anderer Art und wir wollen ſie kurz beſchreiben. In die Mitte des Zimmers ſetzte man ein kleines, kaum mehr als einen Fuß hohes

Tiſchchen (wie ein Tabouret) von äußerſt kunſtvoller Arbeit, mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt und mit geſchnitzten Arabesken verziert. Auf dieſes Tiſchchen ſtellte man alsdann ein wenigſtens anderthalb Meter im Durchſchnitt haltendes ſilbernes oder doch verſilbertes Plateau, kreisrund und flach und von prächtig ciſelirter Arbeit, ganz wie bei uns ein großes Präſentirbrett; die Mitte des Plateau's iſt etwas höher, weil das jedesmalige Gericht darauf zu ſtehen kommt. Als dies geſchehen war, erſchienen mehrere Diener mit ähnlichen, aber kleineren Plateaus voll ganz kleiner Schüſſeln, die ſchnell im Kreiſe auf das große Plateau, von welchem wir ſpeiſen ſollten, geſetzt wurden. Andere Diener hatten unterdeſſen hohe rothe Polſterkiſſen herbeigetragen und rund um dieſen eigenthümlichen Tiſch gelegt, und ein neuer höflicher Wink unſeres Wirthes lud uns ein, Platz zu nehmen. Wer nun ſtets gewöhnt iſt, ſich auf einen ehrbaren Stuhl zu Tiſche zu ſetzen, dem kommt ein ſolches niedriges Kiſſen etwas abſonderlich vor, vorzüglich wenn er nicht, wie es die Orientalen thun, die Beine unterſchlägt; dies letztere Manöver riskirten wir natürlich nicht, ſo daß wir mit unſeren Beinen nicht recht zu bleiben wußten, aber nach einigem Hin- und Herrücken und -rutſchen glückte es doch, und nun ſaßen wir und warteten der Dinge, die da kommen ſollten.

Zuerſt erſchienen zwei Diener, von denen der erſte eine ſilberne Waſſerkanne und der zweite eine ſilberne Waſchſchüſſel trug und zwar zum Händewaſchen, was

nach orientaliſchen Begriffen ein ſchwerer Verſtoß gegen die Sitte ſein würde, wenn man es unterlaſſen wollte. Zugleich wurde Jedem von uns ein Handtuch gereicht, zunächſt zum Abtrocknen, aber auch, um es während der Mahlzeit als Serviette zu behalten. Dies Handtuch, von ſehr feinem Gewebe, war an beiden Enden reich mit goldenen Arabesken und mit rothſeidenen Blumen geſtickt; ein wahres Prachtſtück, das man bei uns für eine elegante Damenſchärpe gehalten hätte.

Ich benutzte die kleine, durch das Händewaſchen entſtehende Pauſe, um ſchnell den Inhalt der Schüſſelchen zu inſpiciren. Ich zählte deren zwölf; ſie waren, wie ſämmtliche übrige Schüſſeln, in denen ſpäter die verſchiedenen Gerichte aufgetragen wurden, vom feinſten franzöſiſchen Porzellan, weiß mit hübſcher Vergoldung, und enthielten alle möglichen und unmöglichen Dinge: kleine Gurken, ſpaniſchen Pfeffer und Oliven in Eſſig, Roſinen, Piſtazien und ausgekernte Mandeln, gehackte grüne Blätter wie Salat und noch ſonſt allerlei Gehacktes und Gemengtes, theils trocken, theils in irgend einer Sauce, und auf einem Seitenplateau ſtand noch ein Dutzend ähnlicher Schüſſelchen, um während der Mahlzeit die erſteren zu erſetzen. Jeder Gaſt hatte ein großes, flaches, rundes Brot vor ſich und zwei Löffel, einen hellen und einen dunkeln, für die Suppe und die ſonſtigen flüſſigen Speiſen, denn alles Uebrige .... die freundliche Leſerin erſchrecke nicht, aber ich muß endlich mit der Sprache heraus, wird nicht mit Meſſer und Gabel,

sondern direkt mit den Fingern gegessen. Die Sache, wie sich alsbald herausstellen wird, ist sehr heikler Natur, aber wir haben einmal die Einladung angenommen und müssen nun gute Miene zum bösen Spiele machen.

Die Suppe ist bereits aufgetragen und zwar in einer prächtigen silbernen Terrine, die jeder deutschen Punschgesellschaft Ehre gemacht haben würde, und in demselben Augenblicke verneigte sich der Hausherr gegen uns mit den bei jeder arabischen Mahlzeit üblichen Worten: „bism' Allahi arachmáni arachím" (im Namen Gottes des Allbarmherzigen), was gewissermaßen als ein kleines Gebet dient. Er selbst schöpfte sich alsdann den ersten Löffel voll Suppe und die Gäste erst nach ihm; gleichfalls eine uralte orientalische Sitte, und die, wie ich mir sagen ließ, ihren Grund darin hat, den Gästen zu beweisen, daß die Speisen nicht vergiftet sind, denn auch von allen übrigen Gerichten kostet der Hausherr immer zuerst. Seltsam und peinlich zugleich; denn wer würde wohl bei uns daheim, wenn er bei einer befreundeten Familie zu Mittag speist, an so etwas Grausiges denken!

Die dunklen Löffel sind für die Suppe und die Saucen, die hellen für die süßen Speisen; die ersteren von Schildpatt, die zweiten von Elfenbein und beide mit einem langen silbernen oder vergoldeten Stiele von sehr kunstreicher Arbeit. Die Suppe war vortrefflich, eine starke, mit aromatischen Kräutern versetzte Bouillon, aber das Herauslöffeln, noch dazu in

dieser Entfernung, war nicht eben leicht und ging mit dem besten Willen nicht ohne einiges „Bekleckern" ab. Die arabische Sitte bringt es übrigens mit sich, nur einige Löffel voll zu nehmen, wie man überhaupt von allen Gerichten nur sehr wenig genießt. Der gemüthliche deutsche Begriff: „ein guter Teller Suppe" ist mithin dem Orientalen unbekannt.

Die Terrine verschwindet und man setzt eine andere Schüssel an ihre Stelle. Der Deckel wird abgehoben und ein Fleischgericht kommt zum Vorschein; glücklicherweise schon so klein zerschnitten, daß man nur hinein zu langen braucht, um ein Stück zu erwischen, ohne mit seinen Nachbarn in Kollision zu gerathen. Auch ist kein Gericht so heiß, daß man sich daran die Finger verbrennen könnte. Uebrigens ist es nicht fein, mit den Fingern allein in die Schüssel zu langen, man bedient sich dazu des weichen, fladenähnlichen Brotes, von dem man ein Läppchen abreißt und sich damit das Stück herausholt. Unser Wirth entwickelte darin eine außerordentliche Geschicklichkeit, aber unappetitlich, wenigstens nach unseren europäischen Begriffen, bleibt ein solches Essen immer, man mag sagen, was man will. Es schien mir Hammelfleisch zu sein, aber ehe ich noch Zeit hatte, ein zweites Stück zu nehmen, war die Schüssel schon wieder fortgenommen und durch eine andere ersetzt. Diesmal war es ein Gemüse, ich glaube Spinat. Herzhaft holte ich mir mit einem Brotläppchen einen Bissen heraus und schielte seitwärts nach dem Major

und dem Maler hinüber, die mir auch schon Seitenblicke zugeworfen hatten und sich sogar zu besinnen schienen, ob sie sich an das Gemüse wagen sollten, da war es aber schon wieder verschwunden. Unser Freund, der deutsche Kaufmann, der schon seit zehn Jahren in Kairo etablirt ist, benahm sich weit geschickter; er hatte gewiß dergleichen Diners schon oft mitgemacht, und lächelte, wenn er uns ansah. Der Scheich aber bewahrte seine volle Würde; er sprach freilich wenig oder gar nicht, wie überhaupt die Orientalen bei Tische fast gar nicht sprechen.

Die Gerichte folgten nun schnell aufeinander und ich kann sie hier unmöglich alle aufzählen. Im Ganzen mögen es wohl mehr als zwanzig gewesen sein. Nur einige will ich hier noch nennen, weil sie speziell der arabischen Kochkunst angehören. So unter anderem farcirte Fleischklößchen in Weinblättern gebacken, ein überaus delikates Gericht und auch ziemlich handlich zu genießen. Ferner die beliebten Bamien, eine Gurkenart, die aber als Gemüse in Oel und mit scharfen Gewürzen gekocht werden. Alsdann kleine in Oel gebratene Fische; ich erfuhr später, daß es Goldfische aus dem Rothen Meere gewesen, eine große Delikatesse. Auch ein gebratenes Lamm darf ich nicht vergessen, das auf einer großen silbernen Schüssel aufgetragen wurde. Der Scheich riß es, allerdings mit erstaunlichem Geschick, aber doch recht und schlecht mit den bloßen Händen auseinander und — es überkam uns ein gelinder Schreck — reichte Jedem von uns einen

fetten Bissen. Das ist, nach orientalischen Begriffen, die größte Ehre, die der Wirth seinem Gaste erzeigen kann, ja, wenn er es noch besser machen will, so steckt er ihm den Bissen geradezu in den Mund. So weit ging nun der gute Scheich mit uns nicht, aber wir mußten doch das uns gereichte Stück verzehren, wir hätten ihn sonst entsetzlich beleidigt. Das Lamm schmeckte übrigens vortrefflich. Auf einmal erschien zwischen all diesen Braten und Gemüsen ein süßes Gericht, gleichfalls in einer schönen silbernen Schüssel. Es war eine Art Gelée und, nach dem Geschmacke zu urtheilen, aus eingekochtem Sago bereitet und bunt mit Mandeln, Pistazien und Traubenrosinen besteckt. Hier durften wir Gottlob unsere Löffel gebrauchen, notabene die hellen; der Gebrauch der dunkeln wäre wieder ein schwerer Verstoß gewesen. Dann kam ein in sehr verdächtiger Sauce schwimmendes Gemüse, als sollte das Diner von Neuem beginnen. Ich hütete mich übrigens wohl, davon zu kosten. Man muß, so wurde schon uns Kindern eingeschärft, an einer reichbesetzten Tafel nicht von Allem essen, sondern manches Gericht bescheiden vorübergehen lassen. Hier wurde uns allerdings diese Bescheidenheit sehr leicht gemacht.

Ferner darf ich nicht unbemerkt lassen, daß der Inhalt der oben erwähnten kleinen Schüsselchen gewissermaßen als Beilagen diente, wenn auch zumeist dem Hausherrn selbst, der sich bald aus der einen, bald aus der anderen etwas herausholte und wohlgemuth verspeiste. Hier eine Gurke, dort ein paar

Salatblätter oder ein bischen gehackte Zwiebeln, oder auch ein paar Rosinen oder Mandeln, wie es ihm gerade unter die Finger kam (welcher Ausdruck hier buchstäblich zu nehmen ist) und Alles durcheinander. Ich riskirte schüchtern eine Olive und bald darauf noch eine, holte mir auch ein Salatblättchen aus dem Essig, das aber ganz wie ein gewöhnliches Baumblatt schmeckte. Mit diesen arabischen Beilagen glückte es mir also nicht, und meinen Freunden — fast hätte ich hinzugesetzt: „und Leidensgefährten" — schien es damit nicht besser zu gehen.

Jetzt aber wird ein Mann, wenn er bis hierher gelesen hat, sicherlich ausrufen: „Alle Wetter! wird denn bei diesem verhexten Diner gar nicht getrunken?" Ich bitte daher um Entschuldigung, diesen nach europäischen Begriffen hochwichtigen Punkt noch nicht berührt zu haben; ich komme indeß noch immer früh genug damit, denn — nichts für ungut — bei einem arabischen Diner wird nur Wasser getrunken. Der Prophet hat nämlich den Wein und jedes berauschende Getränk seinen Gläubigen auf das strengste verboten, und wenn auch mancher Moslim (denn auch unter ihnen gibt es Freidenker und Rationalisten) im Stillen das Verbot übertritt, wie z. B. die Paschas (wie bereits erwähnt) Champagner trinken, weil sie ihn für Brauselimonade ausgeben, so war doch unser Wirth, als vornehmer Scheich, mit naher Anwartschaft auf die Mufti- oder Kadiwürde, viel zu gewissenhaft, um so etwas in seinem Hause, wenn auch nur zu Gunsten

ſeiner Gäſte, zu erlauben. Alſo nur Waſſer! Freilich ſteht hinter jedem von uns ein ſchmucker brauner oder ſchwarzer Diener, der in der linken Hand ein blankgeſchliffenes Kriſtallglas und in der rechten eine „Gulle“ hält, wie man die poröſen Thonflaſchen nennt, die das Waſſer auch bei der ſtärkſten Hitze friſch erhalten . . . die Gullen hatten ſogar prächtige ſilbervergoldete Stöpſel — aber Waſſer bleibt immer Waſſer, und dem uns gebotenen war noch dazu nach ſeiner orientaliſcher Sitte etwas Roſen- und Orangeneſſenz beigemiſcht, ſo daß es für unſere Gaumen faſt widerlich ſchmeckte. Der arme Major, der an den vortrefflichen Moſelwein des Hôtel du Nil (Markobrunner Ausleſe!) gewöhnt war, machte ein wahres Leichenbittergeſicht, als er ſich ein Glas davon geben ließ, aber was war zu thun? Scheich Ibrahim ſchien von Allem nichts zu ſehen und zu merken. Alſo auch von einer heiter ausgebrachten Geſundheit mit vollen klingenden Gläſern und von einer zweiten und dritten Flaſche „beſſerer Sorte“, welche die Zungen und die Herzen löst, wie bei einer gemüthlichen deutſchen Mahlzeit, iſt bei einem arabiſchen Diner nicht die Rede. Da lobe ich mir doch die Heimat!

Plötzlich — ich dachte, das Eſſen ſei endlich vorbei und wir von unſeren Leiden erlöst — ſetzten zwei Diener eine gewaltige Schüſſel auf die Tafel; es war ein Truthahn, aber einer von der größten Sorte und von einem Umfange wie eine Trommel. Was nun geſchah, würde eine ehrbare deutſche Hausfrau gerade-

zu entsetzlich gefunden haben, aber ich darf, als treuer Berichterstatter, nichts verhehlen, sondern muß die reine Wahrheit berichten: der Scheich erhob sich, streifte ganz ernsthaft die gelben Atlasärmel seines schönen Kaftans fast bis an die Ellbogen auf und fuhr mit beiden Händen dem Truthahn von hinten in den Leib und zerlegte ihn solchergestalt in zwei Hälften. Wieder sehr geschickt, wenn man will, aber, du lieber Gott! im höchsten Grade unappetitlich. Alsdann pflückte und riß er nach rechts und links mehrere Stücke Fleisch herunter, die er uns . . . . nicht auf den Teller, denn wir hatten ja keinen, sondern auf unser Brot legte oder in die Hand gab, nahm selbst einen Flügel und winkte uns, Bescheid zu thun. Ich gestehe, daß einiger Muth dazu gehörte, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und die Freunde mochten ähnliche Gedanken haben wie ich; um indeß nicht unhöflich zu sein, aßen wir einige Bissen und, um auch hier bei der Wahrheit zu bleiben, das Fleisch schmeckte vortrefflich. Aber! aber! . . . . doch wir hatten das kleine Martyrium uns selbst zuzuschreiben, denn hatte nicht der Scheich bei der Einladung vorausgeschickt: „ganz auf arabische Manier"? Mit dem „Füllsel" des Truthahns ging es schon besser, denn dort konnten wir die Löffel (gefälligst die dunkeln) gebrauchen; es schmeckte auch nicht übel, wenn ich aber das Recept davon zu geben hätte, so würde ich in große Verlegenheit kommen. Es war ein Mixtum-Kompositum von Reis und gehacktem Fleisch, von

Roſinen, Mandeln und Piſtazien und noch ſonſt von allerlei ſchwarzen und braunen Stücken und Stückchen und überdies mit aromatiſchen Kräutern durchwürzt — kurzum, ein Füllſel, wie es noch nie auf einer deutſchen Tafel erſchienen iſt und auch wohl nie erſcheinen wird.

Wir ſind noch immer nicht fertig, denn nun kommen verſchiedene Kuchen, unter ihnen der beliebte nationale „Kunafa“, aus feinen Fadennudeln mit allen möglichen Gewürzen und Zuthaten und ſehr fett in Butter gebacken. Wir waren ſchon dreiſter geworden und langten oder zerrten vielmehr ein gutes Stück aus der Schüſſel heraus und fanden auch dieſe Speiſe ſehr wohlſchmeckend. Daß uns die gold- und ſeidegeſtickten Handtücher als Servietten während der ganzen Mahlzeit ſehr nützliche Dienſte leiſteten, brauche ich meinen Leſerinnen wohl nicht beſonders zu verſichern — in meinem Leben habe ich mich über Tiſch gewiß noch nicht ſo viel abgewiſcht, abgeputzt und abgetrocknet, wie bei dieſem arabiſchen Diner.

Auch Konfituren wurden aufgetragen, und zwar in ſchönen farbigen Kriſtallſchüſſeln, welche die kleinen Schüſſeln des Umkreiſes erſetzten: eingemachte Datteln, in welchen als Kern eine Mandel ſteckte, Orangen- und Cedratſchnitten, Melonen- und Limonenſcheibchen und Gott weiß oder beſſer: Allah weiß, was ſonſt noch, aber Alles ſo honignaß und klebrig, daß man wirklich fürchten mußte, mit den Fingern ſtecken zu bleiben. Ich riskirte daher meinen Löffel, und beging vermuthlich einen Verſtoß, aber ich that es doch.

Endlich wurde nochmals eine Terrine aufgesetzt, ähnlich wie die Suppenterrine, mit der das Diner begonnen hatte, aber eine weit kostbarere, das Silber mit reicher Goldciselirung, der Deckel mit kleinen Goldfiguren verziert — ein wahres Kabinetsstück. Das war die sogenannte „Sultanieh", und eine solche verkündet, wie ich schon aus einer früheren Beschreibung wußte, das Ende einer vornehmen arabischen Mahlzeit. So war es auch hier. Als der Deckel abgehoben wurde, kam eine Art Limonade zum Vorschein, die sehr einladend aussah und (wir konnten hier natürlich unseren Löffel gebrauchen) wirklich köstlich schmeckte. Sie war eiskühl, hatte eine mattbläuliche Farbe und einen Geschmack wie Citronen, Vanille und Veilchen. Es war eine sogenannte Veilchenbowle (scharab el benefseg) und ich ließ mir später von einem Kundigen erklären, daß, außer Limonen, Vanille und Zucker, auch in der That eingemachte Veilchen dazu verwendet werden. Man betrachtet sie als die feinste und kostbarste von allen orientalischen Limonaden, deren es bekanntlich, schon weil sie die verbotenen Weine ersetzen müssen, eine ganze Legion giebt.

Ich hätte gern noch weiter gelöffelt, aber auf einen Wink des Hausherrn näherten sich bereits die Diener mit den silbernen Waschgeräthen. Man wird mir glauben, daß wir uns herzhaft die Hände wuschen und auch das parfümirte Wasser zum Mundausspülen nicht verschmähten; war es doch ein wirkliches Stück Arbeit gewesen, das wir mit dieser arabischen Mahl-

zeit verrichtet hatten. „El hamdu l'illah!“ (Gott ſei gelobt!) ſagte der Scheich, erhob ſich, verneigte ſich gegen uns und wir begaben uns wieder zurück nach der anderen Seite des Saales, wo uns die Diener Kaffee und Tſchibuk ſervirten, natürlich erſt nachdem wir uns geſetzt und uns mit wiederholtem Salahm bekomplimentirt hatten. Hierauf ſagte der Hausherr dem deutſchen Kaufmann eine lange Reihe von verbindlichen Worten, mit der Bitte, ſie uns zu überſetzen. Es war nichts mehr und nichts weniger als: Scheich Ibrahim danke uns für die hohe Ehre unſeres Beſuches und daß wir mit ſeiner geringen Mahlzeit fürlieb genommen, und erſuche uns außerdem, ſein Haus und Alles, was er beſitze, als unſer Eigenthum zu betrachten. Dieſe letzte Phraſe bekommt man übrigens im Orient bei jedem Beſuche mehrfach zu hören; ſie iſt eines von den vielen nichtsſagenden Komplimenten, an denen die arabiſche, wie alle orientaliſchen Sprachen, ſo reich iſt. Streng genommen machen wir ja aber auch im Deutſchen bei vorkommenden Gelegenheiten ähnliche Phraſen, die nicht viel mehr bedeuten. Wir dankten natürlich mit erneutem Salahm und Salahm, und der Scheich machte ein überaus zufriedenes Geſicht. —

Das war alſo das arabiſche Diner, und da ich nur die Schilderung eines ſolchen beabſichtigte, wird man mir eine Kritik deſſelben gewiß gern erlaſſen, zumal ich ſchon überlang geworden bin. Die Kritik würde außerdem ziemlich herb und unliebſam ausfallen

und das wäre wieder nicht hübsch, denn die Einladung war nicht allein gut gemeint, sondern sie bot uns auch eine willkommene Gelegenheit, die orientalische Gastfreundschaft in ihrer ganzen Fülle und Pracht kennen zu lernen. Und von diesem Gesichtspunkte aus sind wir dem würdigen Scheich Ibrahim Amin Ibn Abdallah Nasri (nennen wir ihn noch einmal mit seinem vollen tönenden Namen) zu großem Danke verpflichtet und werden ihm ein freundliches Andenken auf langehin bewahren.

Als wir uns bald darauf zum Abschiednehmen erhoben, denn die gute Sitte verlangt, daß man im Orient nach einer Mahlzeit niemals lange verweilt, um sowohl dem Wirthe wie sich selbst die Verdauungsruhe nicht zu stören, überhäufte uns der Scheich nochmals mit den bilderreichsten Redensarten, von denen wir leider nur das Wenigste verstanden. Auf der Schwelle des Salahmlek besprengten uns zwei Negerknaben aus silbernen Henkelgefäßen mit Rosenwasser, und zwei andere schwenkten silberne Kohlenpfannen, in welchen Räucherwerk brannte. Die übrige Dienerschaft hatte sich zu beiden Seiten aufgestellt, mit gekreuzten Armen, und verneigte sich tief. Wir bestiegen wieder unsere Thiere und ritten wohlgemuth von dannen.

II.

Der Chamsihn.

Mit diesem arabischen Worte*), das Fünfzig bedeutet, bezeichnet man gemeinhin den sogenannten „Wind der fünfzig Tage", nämlich jenen heißen Wüstenwind in Aegypten, der mit Unterbrechungen fünfzig Tage lang weht, und zwar regelmäßig von Ende März bis Mitte Mai. Ueber denselben sind vielfach die seltsamsten und widersprechendsten Gerüchte und Beschreibungen verbreitet worden, theils von Schriftstellern, die nicht an Ort und Stelle beobachtet, sondern nur aus älteren und keineswegs immer zuverlässigen Quellen geschöpft haben, theils von Reisenden selbst, die allerdings als Augenzeugen berichten und somit eine größere Glaubwürdigkeit beanspruchen. Aber gerade die Mittheilungen der Letzteren sind zumeist rein individueller Natur und deshalb oft zur Verschönerung der Situation übertrieben, obwohl auch wiederum nicht zu leugnen ist, daß die einzelnen den Chamsihn begleitenden Phänomene sehr verschiedene sind und nur höchst selten vereinigt auftreten. Da ferner den Erzählungen Anderer, in Bezug auf so Vieles im Oriente und also auch hier, nie recht zu trauen ist, so werde ich in meiner heutigen Arbeit mich einfach auf Dasjenige be-

*) Die Aussprache ist eine doppelte: Schamsihn und Kamsihn.

ſchränken, was ich nun ſchon in zwei Chamſihnperioden ſelbſt geſehen und mitgemacht habe.

Der Chamſihn kommt aus Südweſten von der Lybiſchen Wüſte, und da dieſe mit der Sahara zuſammenhängt, auch aus dieſer. Der Samum iſt ein ähnlicher Wind, aber der arabiſchen Wüſte angehörend, der Syrien und Paläſtina heimſucht und während der ganzen heißen Jahreszeit weht, alſo nicht an beſtimmte Monate gebunden iſt, wie der Chamſihn. Mit Anfang März hört gewöhnlich der ſogenannte aegyptiſche Winter auf, der übrigens dieſen Namen gar nicht verdient, denn ſelbſt in den kälteſten Januartagen hält ſich das Thermometer noch immer 3,4 Grad über Null, und auch das nur Morgens und Abends. Von neun Uhr an wird es warm, und Nachmittags iſt es geradezu heiß, wie bei uns in Deutſchland im Juni, und der Europäer darf auf ſeinen Spaziergängen den Sonnenſchirm nicht vergeſſen. Der Himmel iſt faſt durchweg heiter und wolkenleer, und Regentage gehören zu den Seltenheiten. Sie fallen aber gerade in die Monate Januar und Februar, doch ſind es immer nur einzelne Schauer, die freilich manchmal zu einem halbſtündigen Platzregen werden. Im Jahre 1874 hatten wir ſogar zwei ganze Regentage, für Kairo etwas Unerhörtes, was mich indeß ſehr anheimelte, denn man konnte ſich wirklich nach Deutſchland verſetzt glauben. Bei dieſer Gelegenheit kam auch der wichtige Punkt zur Sprache, daß es in den letzten Jahren in Kairo häufiger regnet, als früher, und daß der Grund hier-

von hauptsächlich im Suezkanal und in den vielen neuen Kanalanlagen des Delta zu suchen sei. In Ober-Aegypten regnet es bekanntlich fast niemals, wohingegen in Alexandria die Regengüsse, wenigstens im Winter, ziemlich häufig sind.

Ist nun für Kairo die sogenannte Regenzeit vorüber, was stets gegen Ende März der Fall ist, so folgt ununterbrochen schönes Wetter, aber die Hitze ist während der nächsten zwei Monate noch immer erträglich, denn das Thermometer steigt im Schatten selten über 26 Grad Réaumur. Nur die Chamsihntage machen eine Ausnahme und zwar eine sehr lästige und manchmal sogar eine entsetzliche. Für den Araber und namentlich für den wüstenkundigen Beduinen giebt es verschiedene Erscheinungen, die dem Chamsihn voraufgehen und die im Allgemeinen untrüglich sind. Dahin gehört zunächst Abends vorher ein dunkelrother Sonnenuntergang, wobei die Sonne selbst als eine auffallend große, scharfgezeichnete goldgelbe Kugel in der Gluth steht, und alsdann während der Nacht ein seltsam verschleierter Himmel, der sogenannte afrikanische Höhennebel, durch den die Sterne nur mit ganz mattem Glanze hindurchschimmern. Finden sich diese beiden Symptome zusammen, so kann man für den nächsten Morgen mit Sicherheit auf den Chamsihn rechnen. Der Wind beginnt mit Sonnenaufgang und in der Regel bei ganz heiterm Himmel; er weht auch in den ersten Stunden nicht besonders stark (in Deutschland würde man einfach sagen: es ist diesen Morgen ziemlich windig),

aber was das Eigenthümliche und zugleich Befremdliche ist: dieser Wind ist nicht kühl, sondern lauwarm.

Mit jeder Stunde steigt mit der Heftigkeit auch die Wärme um einige Grade, manchmal sogar um zwei Grad in der Viertelstunde, so daß gegen Mittag der warme Wind zu einem heißen geworden ist. Dann ist es hohe Zeit, namentlich für den Europäer, sich zurückzuziehen und zu Hause das Ende der Naturkrisis hinter dichtgeschlossenen Fenstern und Jalousien abzuwarten. Das Letztere ist schon deshalb nothwendig, weil der Wind in großer Menge feinen Wüstenstaub mit sich führt, der überall eindringt und sich nicht allein auf, sondern auch in alle Möbel legt, was, beiläufig gesagt, eine sorgsame deutsche Hausfrau in Verzweiflung bringen könnte, an das wir uns hier aber längst mit Resignation gewöhnt haben.

Der Himmel hat jetzt eine bleigraue Farbe angenommen, die nur in der Gegend der Sonne einen großen, etwas lichteren Kreis zeigt; oft brechen auch einzelne Strahlenbündel durch, etwas glanzlos und fahl; sie flattern minutenlang hin und her und verschwinden dann wieder in dem allgemeinen Grau.

Die Hitze ist draußen mittlerweile auf dreißig und zweiunddreißig Grad Réaumur gestiegen, wohlverstanden auf einem dem Winde nicht direkt ausgesetzten Thermometer; hängt man es auf die Windseite, so erreicht man leicht siebenunddreißig und sogar vierzig Grad Réaumur. Um Alles zu versuchen und aus eigener Erfahrung berichten zu können, ließen

wir uns einst an einem starken Chamsihntage nur einige Minuten vor die Stadt fahren, und zwar in südwestlicher Richtung nach der Wüste hin, von wo der Wind kam. So lange wir durch die Häuserreihen von Fagalla geschützt waren, fanden wir die Temperatur nur drückend schwül, aber als wir bei einer Wendung des Weges in's Freie gelangten, schlug uns eine trockene heiße Luft erstickend entgegen, wie aus einem Dampfbade. Die Pferde schnaubten und beugten sich instinktiv zur Erde; kleebeladene Kameele, die zufällig vorüberzogen, thaten dasselbe, und die auf ihnen sitzenden Treiber hatten sich mit ihrem blauen Baumwollhemde den Kopf dicht verhüllt. Die Wüste selbst, sonst so heiter und licht, dehnte sich wie ein unabsehbarer dunkelgelber Ocean aus und im Hintergrunde ragte das Mokkatamgebirge, das sonst gleichfalls immer so farbenhell herüberleuchtet, wie eine düstere Schattenwand. Wir machten Kehrt, denn wir hatten an dem Erlebten genug, und zu Hause angekommen, mußten wir uns noch mit dem arabischen Kutscher zanken, der für die kaum viertelstündige Fahrt zehn Franken verlangte. Länger als zwölf Stunden weht aber der Chamsihn niemals, denn er hört stets mit Sonnenuntergang auf und fängt oft erst Nachmittags an. Der Vollmond zeigt manchmal nach einem Chamsihntage einen außerordentlich großen Hof von intensiver Helle, der gegen Mitternacht mehr als die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes einnimmt, ein prächtiges Phänomen, wie es in unseren nördlichen

Gegenden niemals vorkommt. Ueber Nacht kühlt sich alsdann die Luft um wenigstens zehn Grad und mehr ab, und am andern Morgen ist Alles wieder in seinem normalen Zustande.

Das ist mit wenigen Worten der gewöhnliche Verlauf eines Chamsihntages; in der Stadt selbst, vorzüglich in den engen Straßen der arabischen Viertel, spürt man, außer der Hitze und dem Staube, davon wenig, und die Eingeborenen lassen sich auch dadurch in ihrem täglichen Verkehre nicht weiter abhalten. Sie rauchen, trinken Kaffee, schwatzen und machen ihre großen und kleinen Geschäfte ab wie immer, und in der Muskih, der Hauptstraße von Kairo, herrscht dasselbe bunte orientalische Gewühl wie sonst, nur daß man keine Europäer sieht.

Etwas Anderes ist es freilich, wenn der Chamsihn mit außergewöhnlicher Gewalt losbricht, wo alsdann alle ihn begleitenden Erscheinungen ebenfalls in höchster Potenz auftreten. Gottlob sind diese Tage äußerst selten, aber sie sind dafür auch um so furchtbarer. In dieser Beziehung wird mir der 30. April 1875, zufällig der griechische Charfreitag, unvergeßlich bleiben. Der Morgen zeigte nichts Ungewöhnliches und ließ den gewaltigen Chamsihnsturm des Nachmittags gar nicht ahnen. Auch die obenerwähnten Vorzeichen waren ausgeblieben: ein Beweis, daß dieselben nicht nothwendig bedingt sind. Gleich nach Mittag verfinsterte sich plötzlich die Luft, die bis dahin ganz rein und heiter gewesen, und nach wenigen Minuten brauste

bereits ein heftiger Wüstenwind über Kairo. Bald darauf fand ein seltenes und sehr eigenthümliches Phänomen statt: es wurde nämlich wieder hell, aber von einer unheimlichen schwefelgelben Helle, die mit jeder Viertelstunde zunahm und zuletzt so intensiv wurde, daß die geblendeten Augen davon schmerzten. Mittlerweile war der Wind zum Sturm gewachsen, und gegen drei Uhr wüthete ein entfesselter Orkan.

Unser hoch- und freigelegenes Haus schien in seinen Grundvesten zu beben, wobei ich allerdings bemerken muß, daß hier zu Lande überaus leicht und ohne eigentliche Fundamente gebaut wird (wenigstens nach unseren deutschen Begriffen), schon weil man im Orient keine Keller hat. Ich stand am Fenster, das so sehr schütterte, daß ich alle Augenblicke fürchtete, die Scheiben würden zerdrückt werden, und schaute, wirklich nicht ohne Angst, in den Aufruhr der Natur hinaus. Die hohen Dattelpalmen bogen sich dergestalt, daß ihre gefiederten Kronen fast die Erde berührten, und von den platten Dächern wehten die großen und kleinen Holzgerüste, die zum Wäschetrocknen, zu Verandas und Lauben dienen, wie Spreu umher. Und dabei immer der schwefelgelbe, gespensterhafte Schein, der sich sogar auf den Gesichtern der Menschen widerspiegelte, so daß man, wenn man sich gegenseitig ansah, meinte, alle Welt habe die Gelbsucht. Natürlich nur wir Europäer, denn die braunen und schwarzen Gesichter der Aegypter blieben wie sie waren.

Die Sonne stand wie ein Mond am Himmel, matt und glanzlos, was ich schon deshalb erwähne, weil ich in vielen Chamsihnschilderungen immer die Sonne als eine dunkelrothe, glühende Scheibe geschildert gefunden habe, eine Form, welche niemals beobachtet worden sein soll, wenigstens nicht in Kairo. Vielleicht kommt sie in Ober-Aegypten und in der Wüste selbst vor. Entschieden war aber die ganze Luft elektrisch, obwohl es weder blitzte noch donnerte, aber einzelne leuchtende Funken schienen dann und wann tropfenweise aus der Höhe herabzufallen. Daß übrigens der Chamsihn oft von elektrischen Erscheinungen begleitet ist, haben neuere Forschungen konstatirt. Auffallender Weise war es diesmal nicht außergewöhnlich heiß, wie sonst an Chamsihntagen, denn das Thermometer zeigte während der ganzen Katastrophe nicht über 28 Grad Réaumur. Allerdings war auch der März in jenem Jahre so kalt gewesen, wie man sich dessen kaum erinnerte.

Gegen fünf Uhr Nachmittags hörte der Orkan plötzlich auf und zwar so plötzlich, daß schon zehn Minuten später die Natur vollständig beruhigt erschien. Außerhalb der Stadt hatte der Chamsihn, wie wir am nächsten Tage erfuhren, entsetzliche Verheerungen angerichtet. Viele der großen Nilakazien und Sykomoren, mit denen die nach den Pyramiden von Gizeh führenden Dämme besetzt sind, waren entwurzelt, die Dämme selbst an vielen Stellen unterwühlt und zerrissen; glücklicher Weise war der Nil längst in sein

normales Bett zurückgetreten, sonst hätte man ein noch weit größeres Unglück zu beklagen gehabt. Die am Fuße der Pyramiden zerstreut liegenden Dörfer hatten gleichfalls sehr gelitten, und nicht wenige Fellahwohnungen waren buchstäblich fortgeweht. An den Pyramiden selbst war freilich auch dieser Orkan spurlos vorübergegangen; sie mögen im Laufe ihres fünftausendjährigen Bestehens wohl noch ganz andere Schreckniſſe erlebt haben. Jedenfalls gehört für Kairo der Chamsihntag v. 30. April 1875 zu den schlimmsten seit langer Zeit.

Soviel über den Chamsihn als Wüstenwind, aber es gibt noch eine andere, ziemlich häufig vorkommende Erscheinung, die ganz in dasselbe Gebiet gehört, und die wir zur Vervollständigung unserer Arbeit nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen: das sind die Chamsihntage ohne Wind, und im Jahre 1876 haben wir deren mehrere gehabt.

Bestimmte Vorboten eines solchen Tages fehlen, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, gänzlich. Die Sonne geht heiter und schön auf, wie fast immer in Kairo, und die Temperatur ist durchaus normal. Aber nach einigen Stunden bedeckt sich der Himmel, nicht mit Wolken, sondern mit einem halb durchsichtigen, mattgelben Schleier, der die Sonne nicht ganz verhüllt, sondern nur ihre Strahlen bricht, daß alle Gegenstände wie im Dämmerlichte erscheinen, und nur einen schwachen Schatten werfen, ähnlich etwa wie bei einer Sonnenfinsterniß. Bei vollkommen ruhiger Luft steigt nun die Temperatur äußerst schnell, oft in einer

Stunde um 10 Grad, bis auf 30 und sogar auf 35 Grad Réaumur, aber diese Wärme hat seltsamer Weise nichts eigentlich Drückendes und Schwüles; man möchte sie am passendsten mit derjenigen eines starkgeheizten Zimmers vergleichen. Bei leichter Kleidung und wenn man sich keine starke Bewegung macht, erträgt sie sich sehr gut, und da sie nur höchstens sechs bis acht Stunden dauert, so kann sie auch nicht ganz in die Häuser dringen.

Am interessantesten ist an einem solchen Tage die Wüste. Sie dehnt sich in verschiedenen Farbenabstufungen, vom zarten Lichtgelb bis zum dunkeln Braun, unermeßlich hinaus zum fernsten Gesichtskreise; tausende von Wüstengeiern schweben in sanften Kreisen über ihr, und die beladenen Kameele durchziehen sie in langen Reihen, wie dunkle Schatten. Plötzlich entsteht ein leiser Staubwirbel; erst zierlich und kaum bemerkbar, wächst er mit jeder Sekunde, und nach wenigen Minuten fährt er als eine gigantische Dampfsäule dahin: eine Windhose. Manchmal, wenn sie recht groß ist, reißt sie plötzlich mitten auseinander, und der obere Theil steigt wie ein ungeheurer Ballon in die Lüfte, wo er alsdann noch meilenweit als eine dunkelbraune Sandwolke fortgetragen wird. Dieses Schauspiel kann man an solchen Tagen oft sehen, und es ist im Ganzen ungefährlich, da man den Wirbeln leicht ausweichen kann. Sie ziehen auch paarweise und manchmal sogar zu mehreren, dicht neben einander, aber alsdann in kleineren Dimensionen, über

die weite Fläche und verleihen der sonst so todten und einförmigen Wüste ein eigenthümliches Leben. Abends ist dann der Himmel wieder schleierartig bedeckt, und rund um den Horizont zieht sich ein breites violettblaues Band, im Westen wegen der untergegangenen Sonne von brandrothen Streifen durchzogen; ein wunderschöner Anblick, der namentlich die Landschaftsmaler entzückt, obwohl diejenigen, die es nicht mit eigenen Augen gesehen, ein solches Bild übertrieben und unnatürlich nennen würden.

Nach dem 15. Mai weht kein Chamsihn mehr; der Wüstenwind, der sich nach dieser Epoche oft erhebt, ist kühl und deshalb sehr willkommen, wie überhaupt die Luft der Wüsten an sich niemals schwül und drückend ist.

Ist die Chamsihnzeit vorüber, so kommt der eigentliche Sommer mit seinen ununterbrochen heitern Tagen, so ununterbrochen, daß das ewig schöne Wetter nicht allein monoton, sondern sehr langweilig wird, und daß man mit Sehnsucht der heimatlichen Gewitter und ihrer erfrischenden Regengüsse gedenkt. Doch unveränderlich steht immer, Tag für Tag bis Ende Oktober, dieselbe strahlende Sonne am wolkenlosen Himmel und bannt uns für die Mitte des Tages unerbittlich an das Haus. Freilich läßt sie dafür die köstlichen Südfrüchte reifen: Datteln, Bananen, Feigen und Orangen, und wenn man daheim in Deutschland die Oefen zum Einheizen herrichtet, beginnt für Kairo ein herrlicher Frühling mit frischbelaubten Bäumen und grünenden Saaten.

III.

Eine Pyramidenbowle bei Vollmondschein.

Wie manche Bowle wird daheim im lieben Deutschland getrunken, richtiger leer getrunken: Erdbeerbowle und Pfirsichbowle und vor allem die Maibowle, auch die Ananasbowle nicht zu vergessen, und wie sie noch sonst alle heißen; aber eine „Pyramidenbowle" dürfte jedenfalls zu den Seltenheiten gehören, ja speziell in Deutschland und auch sonstwo in Europa zu den Unmöglichkeiten. Ich bitte daher den freundlichen Leser, mir zu erlauben, ihn (obwohl wir schon dort waren) noch einmal zu den Pyramiden zu führen, und zwar mit der Einladung, an der erwähnten Bowle zu participiren. Daß ich es nur ehrlich gestehe: die Bowle war auf dieser Pyramidenfahrt die Hauptsache . . . . doch ich will als guter Berichterstatter historisch-treu verfahren.

Wir saßen in heiterer Gesellschaft auf dem Balkon des Bey und erfrischten uns an der Abendkühle, die von dem jenseits liegenden Palmengarten zu uns herüberwehte. Der Diener des Hauses, der dunkelbraune Ali, in buntem Turban und weißem Gewande, ging ab und zu mit Kaffee und Limonade, und ein schwefelgelb gekleideter kleiner Neger, schwarzblank wie ein frisch gewichster Stiefel, präsentirte die Tschibuks und sorgte dafür, daß die ellenlangen Pfeifen nicht ausgingen. Die Damen rauchten kleine türkische Ciga-

retten, was ihnen sehr gut stand und, wie sie versicherten, noch besser schmeckte .... In Kairo rauchen bekanntlich alle Damen, und die europäischen machen gern die Mode mit. Der Mond war bereits über dem Mokattamgebirge heraufgekommen: eine große, mattbleiche Kugel, die aber mit jeder Viertelstunde silberner und zuletzt zu einer goldstrahlenden wurde die dann mit einer Lichtfülle die ganze Landschaft übergoß, so magisch, so blendend, so märchenhaft, wie eben nur in Aegypten.

„Wenn uns jene hohen Häuser dort mit den Palmen nicht die Aussicht verdeckten," sagte Einer aus unserer Gesellschaft, „so müßte man hier von diesem Balkon aus die Pyramiden sehr gut sehen können."

„Die Pyramiden!" rief in plötzlichem Enthusiasmus ein Maler, der sich gleichfalls unter uns befand, „meine Herrschaften, das bringt mich auf eine Idee, und ich mache einen Vorschlag zur Güte: wie wär's, wenn wir hinausführen, um die Pyramiden im Mondschein zu besuchen? Heute ist es zu spät, aber morgen Abend, und morgen ist noch dazu gerade Vollmond. Was sagen Sie dazu? Darf ich abstimmen lassen? Ich fange bei den Damen an, die mir gewiß keinen Korb geben werden."

Während des Hin- und Herredens will ich schnell dem Leser die Gesellschaft vorstellen. Zunächst der Hausherr, der Bey, aber ein deutscher Bey, mit seiner jungen Gattin, einer liebenswürdigen Wienerin . . . alle Wienerinnen sind liebenswürdig,

hatte man noch vor wenigen Minuten behauptet, und die Frau Bey strafte diese Behauptung wahrlich nicht Lügen — alsdann der Schwager des Bey, ein Banquiér aus Alexandria, gleichfalls mit seiner Gattin, einer Rheinländerin, die dasselbe Prädikat wie die Wienerin verdient; ferner der Doktor F., ein angesehener Arzt von Kairo, endlich der Maler, dann noch ein junger Engländer und zuletzt meine Wenigkeit. Also sämmtlich Deutsche mit einer einzigen Ausnahme, aber dies traf sich gut, denn ein Engländer gehört einmal zu jeder Pyramidenfahrt. Der Maler stieß indeß bei seiner Abstimmung auf einigen Widerspruch. Zunächst opponirte der Doktor: die Pyramiden seien etwas Altes und er sei Gott weiß wie oft schon dagewesen; endlich fügte er sich, jedoch nur unter einer Bedingung.

„Unter welcher?" fragten mehrere Stimmen.

„Unter der Bedingung eines guten Soupers," antwortete er pathetisch. Wir lachten und sagten, daß sich das von selbst verstände. „Und zu einem guten Souper," fuhr der Doktor fort, „gehört in erster Reihe eine Bowle, und zwar eine Bowle, wie eigentlich nur ich sie zu machen weiß."

„Gut," rief der Bey, „dann sollen auch Sie, Doktor, und kein Anderer sie machen."

„Also ein Picknick!" sagte die Gattin des Banquiers und fragte an, für welchen Theil der Mahlzeit sie zu sorgen hätte.

„Ein Picknick! Ein Picknick!" hieß es nun von allen Seiten, bis sich die Frau vom Hause in's Mittel legte

und um das Wort bat. Sie erklärte, da die Partie bei ihr zur Sprache gekommen sei, auch das Souper, allenfalls mit Beihülfe ihrer Schwägerin, übernehmen zu wollen, erlaubte uns aber, weil wir Einwendungen machten, einige Kleinigkeiten mit beizutragen.

„Die Bowle ist aber keine Kleinigkeit," warf der Banquier ein, „und die bleibt dem Doktor."

„Die Bowle bleibt dem Doktor!" riefen wir im Echo, und dieser versicherte energisch, er ließe sie sich auch gar nicht nehmen, und wir sollten unsere Sachen nur ebenso gut machen wie er.

„Auch das Eis darf nicht vergessen werden," sagte der Bey, und der Maler verpflichtete sich zur Eislieferung. Ich bat um die Erlaubniß, Früchte mitbringen zu dürfen, was gleichfalls zugestanden wurde. Jetzt blieb nur noch der Engländer übrig, und die Damen trugen ihm auf, für Salz und Pfeffer zu sorgen; aber der rothblonde Sohn Albions verneigte sich verbindlich und erklärte, er würde auch das Seinige beisteuern, bäte aber, es geheim halten zu dürfen, denn es solle eine Ueberraschung sein. Auch dies wurde angenommen, nicht ohne neugierige Fragen; aber der Gentleman blieb stumm.

„Also morgen Nachmittag präcise vier Uhr, hier im Hause des Bey, wo die Abfahrt stattfinden soll, und damit Gott befohlen!" rief der Doktor, aber unten, bevor wir uns trennten, mußte er es sich noch einmal gefallen lassen, daß wir ihm die Bowle an's Herz legten.

„Nur unbesorgt! Verlassen Sie sich ganz auf mich!“ entgegnete stolz der Medikus. —

Ich war am Nachmittage des folgenden Tages der Erste auf dem Rendezvous im Hause des Bey, der die Freundlichkeit gehabt, mir einen Platz in seinem Wagen anzubieten. Ein Araber folgte mir mit einem verdeckten Korbe, der mein Kontingent zum Picknick enthielt: frische Datteln, Bananen und Feigen, köstliche Weintrauben aus Fayum, jener einige Meilen südlich von Kairo liegenden Oase, dem eigentlichen Blumen- und Fruchtgarten Aegyptens, und (am Nil eine große Rarität!) einige Pfund Kirschen.

Mittlerweile war auch der Schwager mit seiner Gattin angekommen, und die Damen hatten alle Hände voll zu thun, um noch die letzten Anordnungen zu treffen. Die Diener trugen mehrere Körbe hinunter und vertheilten sie in die Sitzkasten der beiden Kaleschen. Dann begaben wir uns auf den Balkon, um die anderen Herren zu erwarten. Nach wenigen Minuten bog auch schon ein bunter, stattlicher Läufer um die Ecke, dem ein Wagen folgte, in welchem der Doktor mit dem Maler saß. Vor ihnen auf dem freien Rücksitze stand, mit einer Decke verhüllt, die der Doktor beim Hinaufgrüßen fortnahm, die Bowle, groß und silberglänzend und prächtig anzuschauen. In demselben Momente erschien auch der Engländer und zwar zu Pferde, im Jagdkostüm, die Flinte über der Schulter. Sein Diener, ein kleiner schwarzer Sklave, den ihm ein Freund als Geschenk aus Ober-Aegypten mitgebracht

hatte und der nach Landessitte nebenher traben mußte, trug zwei prächtige Bouquets, die unser Kavalier den Damen überreichte, welche unterdeß herabgekommen waren. „Das war also die Ueberraschung?“ fragte man.

„O nein,“ entgegnete der Engländer, „die Ueberraschung kommt später, aber unsere Damen durften doch nicht ohne Blumen abfahren.“

„Die Bowle voran!“ rief der Banquier, als wir einstiegen, und der Wagen des Doktors war der erste, der abfuhr, und erst nach ihm kamen wir übrigen Sterblichen, auf die zwei anderen Wagen vertheilt. Der Engländer galopirte lustig nebenher, und sein kleiner Schwarzer galopirte ebenso lustig an der Seite seines Herrn, aber auf seinen eigenen Beinen. Auch unsere Läufer tanzten leichtfüßig vorauf, wenigstens so lange es durch die Stadt ging, um uns durch ihr lautes „guarda! guarda!“ das sie unaufhörlich in das Menschengewühl hineinschrieen, Platz zu machen. Als wir aber an die große Nilbrücke kamen, hießen wir sie sich neben die Kutscher setzen, und dokumentirten uns durch diesen humanen Befehl als Ausländer: denn der Inländer, und vorzüglich der ächte Türke, läßt die armen goldgestickten Burschen stundenlang seinem Wagen vorauftraben, wie seine Pferde, die ihm überdies weit mehr am Herzen liegen. Dem kleinen Schwarzen des Engländers wurde der Bedientensitz hinten auf unserm Wagen angewiesen; er kletterte wie eine Katze hinauf und

schnitt so vergnügte Grimassen und fletschte so hübsch mit den schneeweißen Zähnen, daß Darwin seine Freude an ihm gehabt haben würde.

Auf der großen Brücke ließen wir einige Minuten anhalten, um einen Blick hinunter auf den wogenden, schäumenden Nil zu werfen. Ein gewaltiges, wirklich majestätisches Schauspiel! Der Fluß war in diesen Tagen (gegen Ende September) fast auf seine höchste Höhe gestiegen, gegen achtundzwanzig Fuß höher, als sein niedrigstes Niveau zu Anfang des Sommers, und er wälzte seine ungeheuren Wassermassen unaufhaltsam nach Norden, um das Delta zu überfluthen und sich dann in's Mittelländische Meer zu ergießen . . . gewissermaßen ein Meer in ein anderes. Und doch war dieser Blick von der Brücke herab nur ein Vorspiel dessen, was uns jenseits derselben erwartete, denn kaum hatten wir sie passirt, als sich eine unermeßliche Wasserfläche vor uns ausbreitete, ein weiter, glänzender Spiegel bis zum fernsten Gesichtskreise. Das war das überschwemmte Nilthal, nur von hohen schmalen Dämmen durchschnitten, auf deren einem wir selbst dahinfuhren. Was aber in andern Ländern Noth und Verderben bringen und eine furchtbare Heimsuchung sein würde, das ist hier in Aegypten ein Segen des Himmels, ja eine Grundbedingung der gesammten materiellen Existenz des Landes. Hunderte von halb oder ganz nackten dunkelbraunen Kindern waren bei den Erdarbeiten beschäftigt und schleppten unter einförmigem

und disharmonischem Gesange von den höher gelegenen Punkten Erde in Körben herbei; als sie aber unsere Wagen sahen, waren sie nicht mehr zu halten; sie warfen ihre Körbe fort und umschwärmten uns mit unaufhörlichem Geschrei um „Bakschisch“. Wir warfen ihnen eine Handvoll Kupfermünzen zu, um die sie sich rissen und balgten, wobei Einige fast in's Wasser gefallen wären. Aber auch das wäre kein großes Unglück gewesen, denn sie schwimmen Alle wie die Enten.

Als wir rechts in die sogenannte Neue Allee einbogen, lagen die Pyramiden bereits vor uns, obwohl noch in ziemlicher Entfernung. Dieser Moment bleibt immer ein großartiger, selbst für Den, der die Tour schon oft gemacht hat; auf den Neuling aber, den Fremden, der sie zum ersten Male sieht, ist der Eindruck wirklich grandios und unvergeßlich. Da liegen sie also, die ewigen Wächter der Wüste, deren Alter nach vielen Jahrtausenden zählt und die schon Moses und Alexander der Große geschaut, wie wir jetzt. Menschengeschlechter waren und sind für sie wie Sandkörner, und fast jedes andere menschliche Bauwerk auf der Erde ist ein Kinderspiel im Vergleiche zu ihnen. Die Sonne stand bereits tief im Westen, und die ungeheuren Dreiecke zeichneten sich wie scharfgeschnittene Riesenschatten vor der rothen Abendgluth.

„Wir müssen uns beeilen,“ sagte der Engländer, der nach wie vor auf seinem muntern kleinen Araberhengste hin- und hergalopirte, „wenn wir noch vor Sonnenuntergang dort sein wollen.“

Und „Jallah! jallah!“ riefen unsere Kutscher, und die Läufer sprangen vom Bock hinunter und „wehten“ wieder vorauf, um die Pferde schneller laufen zu machen. Wir überholten fast die Bowle, aber der Doktor trieb seinen Kutscher ebenfalls mit lautem Zurufe an und blieb glücklich an der Spitze des Zuges. Auch auf diesem Damme hatten wir zu beiden Seiten Wasser — Wasser, so weit unsere Blicke reichten, und vor vier Monaten waren wir auf demselben Wege zwischen blühenden Mais- und Durrahfeldern gefahren, und nach vier weiteren Monaten, im Januar, werden all diese jetzt überschwemmten Felder wieder in üppiger Blüthe stehen. Hier kommen immer die Beduinen aus den nahen Dörfern herbeigelaufen, um den Reisenden ihre Führerdienste bei den Pyramiden anzubieten. So war es, auch heute, nur mit dem Laufen ging es diesmal nicht, aber wir sahen sie deutlich von ihren etwas höher gelegenen Hütten in's Wasser springen und dem Damme zuschwimmen; das blaue Baumwollenhemd, ihre ganze Bekleidung, balancirten sie dabei sehr geschickt auf dem Kopfe. In kaum zehn Minuten waren sie bei uns, einige zwanzig schwarzbraune Burschen. Sie machten schnell Toilette — „Shocking! shocking!“ würden unsere Damen gerufen haben, wenn sie Engländerinnen gewesen wären — und trabten dann wohlgemuth neben unseren Wagen her. Viele kannten den Bey und begrüßten ihn ehrerbietig mit „Salâhm alékum!“ und auch ich fand unter ihnen manchen alten Bekannten. Die

Meiſten verſtehen und ſprechen etwas engliſch, franzöſiſch und deutſch, und pfiffig und durchtrieben ſind ſie Alle.

„Halt!“ hieß es plötzlich, und unſere Wagen hielten an. Wir waren an das Ende der Fahrſtraße gelangt, und die letzten paar hundert Schritte pflegt man wegen des tiefen Sandes zu Fuße zu machen. Die leeren Wagen folgten uns langſam nach. Der Doktor ging aber dicht neben dem ſeinigen her. „Die Sache iſt zu wichtig“, ſagte er ernſthaft: ich darf ſie nicht einen Augenblick allein laſſen, das heißt ſie, die Bowle mit Allem, was dazu gehört.“

Der kurze Weg durch den tiefen Sand, in den wir bis über die Knöchel einſanken, gab uns einen Vorgeſchmack von einer Wüſtenreiſe.

„Meine Herrſchaften,“ rief der Banquier, „wir haben die Bowle redlich verdient! Zwölf Stunden möchte ich, bei allem Intereſſe für Wüſtenlandſchaften, nicht ſo marſchiren!“

Der Engländer, was er gar nicht nöthig hatte, war auch abgeſtiegen und führte ſein Pferd am Zügel; er könne unmöglich bequem reiten, ſagte er, wo die Damen zu Fuße gingen. Die ganze Noth dauerte indeß kaum zehn Minuten, und gerade dieſer kurze, aber beſchwerliche Weg bergan ſchien eigens dazu gemacht zu ſein, uns den erhebenden Kontraſt um ſo lebendiger fühlen zu laſſen. Soeben noch, von den Mauern des Weges eingeſchloſſen, ein überproſaiſches Waten im Sande, und jetzt, auf dem Gipfel des

Plateau's angelangt, eine hochpoetische Phantasmagorie, großartig, fast überwältigend. Der ganze westliche Horizont stand im Feuer, und vor dieser dunkelrothen Gluth ragten die Pyramiden wie himmelhohe Felsen. Wir stiegen noch eine kleine Anhöhe hinauf und hatten nun den freien Blick in die Lybische Wüste und auf die untergehende Sonne: eine wallende, wogende Farbenfluth von Roth und Gelb, und darin der Sonnenball wie eine Kugel von flüssigem Golde. Aber Alles war nur ein Schauspiel von kaum mehr als einer Minute; denn sowie die Sonne versunken war, lösten sich die Flammen in ein sanftes Rosenroth und dann in ein mattes Violet auf, und nicht gar hoch stand die Venus als Abendstern im durchsichtigen Blau.

„Bitte, drehen Sie sich um, meine Herren und Damen!" rief der Banquier und wies auf den entgegengesetzten Horizont nach Osten: dort stieg eine große röthlich-bleiche Scheibe herauf, wie ein gigantisches Menschenantlitz, fast drohend anzuschauen: der Vollmond.

Wir hatten also Tag und Stunde auf das beste getroffen: Sonnenuntergang und Mondaufgang in einem Bilde. Dort die unermeßlich, ewig unveränderliche, schweigende Wüste, hier eine unabsehbare Wasserfläche, das überschwemmte Nilthal, aber zugleich das Paradies des Landes, und wir selbst auf einem erhöhten, weit hinaus ragenden Felsplateau neben den Steinkolossen der Pharaonenzeit. Wir waren Alle von diesem großartigen Schauspiele ergriffen, mit alleiniger Ausnahme

des Doktors, der unten bei den Wagen zurückgeblieben war und auf der breiten Terrasse des Plateau's schon mit den nöthigen Vorbereitungen des Soupers begann. Wir benutzten auch diesmal wieder das schon früher erwähnte Schweizerhaus, das allen Pyramidenbesuchern (natürlich gegen einen guten Bakschisch an den Hüter) zur Disposition steht. Aber im Hause selbst wollten wir nicht bleiben, und der Doktor hatte deshalb aus dem unteren Zimmer bereits einen großen Tisch und die nöthigen Stühle in's Freie bringen lassen, und die Diener hatten außerdem auf der breiten Steingalerie die einzelnen Körbe aufgestellt und waren mit dem Auspacken derselben beschäftigt. Der Doktor reklamirte jetzt unsere Hülfe, da er unmöglich Alles allein besorgen könne, zumal er mit der Bowle schon genug zu thun habe. Wir mußten ihm natürlich Recht geben.

So machten wir uns denn an die Arbeit, und ich unterwies Jussuf, den kleinen Schwarzen des Engländers, die Teller mit den Couverts recht sorgfältig hinzustellen, was er unter sehr vergnügten Grimassen that. Der Banquier leistete dem Doktor die nöthigen Handreichungen zur Bereitung der Bowle. Zwei große gläserne Flacons mit eingemachten Ananas wurden zuerst entleert; „das ist die Basis," sagte der Doktor mit ernster Miene, fügte den nöthigen Zucker hinzu, goß alsdann vier Flaschen Moselwein hinein und rief nach Eis. Ich hatte gerade mit Jussuf die dicke wollene Decke, in welche das Eis eingewickelt war,

fortgenommen und ein prächtiger Block kam zum Vorschein, durchsichtig wie der reinste Kristall. Einige faustgroße Stücke wurden in die Bowle versenkt, dann setzte der Doktor den Deckel darauf, um sie „ziehen" zu lassen, wie er sagte, und musterte mit der Frau Bey, die hierin ein sehr geübtes Auge hat, die gedeckte Tafel. Ich hatte von den Dienern Wasser verlangt, und zwei Beduinenknaben brachten welches in zierlichen „Gullen", jenen porösen Thongefäßen, die das Wasser auch bei der stärksten Hitze frisch erhalten; der Doktor protestirte energisch, weil er meinte, sie seien für die Bowle bestimmt, aber ich verwendete sie für die beiden Bouquets, um die Tafel damit zu schmücken. Auch die Weintrauben wurden auf Eis gelegt, und der Doktor entkorkte gravitätisch eine Flasche Rüdesheimer, als weitere Zuthat für seine Bowle. Alsdann kam das eigentliche Spezifikum, wie er es nannte, nämlich zwei kleine Kristallfläschchen, Maraschino in dem einen und Kirsch in dem anderen; er goß von jedem Liqueur einen guten Eßlöffel voll in die Bowle, und das mit einer Miene, die deutlich genug sagte: trinkt und richtet! Zwei Flaschen Moët standen noch im Hintergrunde, aber sie sollten erst im Momente des Servirens hineingegossen werden.

Die starke Hitze des Tages hatte gleich nach Sonnenuntergang bedeutend abgenommen; die Luft war jetzt lau und mild, wie bei uns daheim eine schöne Juninacht und dabei so windstill, daß die vier Kerzen, die wir zum Ueberflusse mitgebracht hatten, hier draußen

im Freien ſo ruhig brannten, wie in einem Zimmer. Der Mond war höher geſtiegen und hing wie eine blendende ſilberne Ampel über uns — der ſchönſte Kronleuchter für unſer Pyramidenſouper, den man ſich wünſchen konnte.

Wir gingen zu Tiſche. Die Wüſte macht Hunger, ſagt ein altes arabiſches Sprichwort ... „und Durſt,“ ſetzte der Banquier hinzu und wies auf die Bowle, die in der Mitte des Tiſches den Ehrenplatz einnahm. Man ſetzte ſich, der Doktor ließ die Champagnerflaſchen knallen und goß den Moët, der wie ſiedende Milch ſchäumte, in die Bowle, „als letzte Weihe,“ wie er ſagte; dann füllte er die Gläſer und wir tranken. „Meine Herren und Damen,“ ſagte der Bey, „Ehre dem Ehre gebührt! Sie iſt vortrefflich!“ „Vortrefflich!“ riefen wir Alle; „nur etwas zu ſtark,“ ſetzten die Damen ſchüchtern hinzu. „Für zarte Konſtitutionen ſind zwei Flaſchen Selterwaſſer da,“ bemerkte der Doktor, „aber Waſſer in die Bowle ſelbſt zu gießen, wäre Profanation: ich appellire an alle Kenner.“ Wir Herren gaben ihm Recht; übrigens diente ſchon das Eis, das ſowohl in die Bowle wie in die einzelnen Gläſer gelegt und immer erneut wurde, zu einiger Verdünnung. —

Nach dieſen Präliminarien kann ſich der Leſer leicht denken, daß unſer Souper heiter und amüſant war; auch an Toaſten fehlte es nicht; zuerſt ließ man natürlich die Damen leben, aber nicht allein die anweſenden, ſondern auch die vielen anderen daheim

an der Elbe und am Rheine u. s. w., und beim Nachtische, wo eine große Torte neben der Bowle paradirte und wo (ich muß es durchaus sagen, denn es ist die Wahrheit) meine Früchte allseitigen Beifall fanden, hielt der Banquier eine sehr humoristische, aber etwas kunterbunte Rede — wir hatten schon alle der Bowle stark zugesprochen — in welche er Moses und Pharao, Kleopatra und Jenny Lind, Bismarck und den Suezkanal und Gott weiß wen und was sonst noch Alles hineinbrachte und die mit einem Hoch auf den Doktor und seinen unvergleichlichen Trank schloß. Der Engländer schoß unter dem lauten Hurrah, das dieser Rede folgte, seine Doppelflinte ab, zum nicht geringen Schrecken der Damen; aber das Echo, das an den ungeheuren Wänden der Pyramiden entlang und bis in die Wüste hineinrollte, gefiel ihnen so sehr, daß sie nachher selbst um Wiederholung der Schüsse baten.

Die Kanonade hatte übrigens noch mehr Beduinen herbeigelockt, die sich zu den anderen gesellten, welche in ziemlicher Entfernung in verschiedenen Gruppen am Boden hockten; gleich darauf erschien auch der Scheich von Gizeh, den wir bereits kennen gelernt haben und der gekommen war, um Sr. Excellenz (dem Bey) und den übrigen erlauchten Herrschaften seinen unterthänigsten Respekt zu bezeugen. Der Orientale spricht bei solchen Gelegenheiten immer in den höchsten Superlativen. Der Bey antwortete in unser aller Namen sehr freundlich und ließ dem Scheich, der in seinem bunten Tur-

ban, mit dem weißen faltenreichen Gewande und den gelben Lederpantoffeln sehr malerisch aussah, Früchte und Cigarren reichen (Wein durfte er als Mohammedaner nicht trinken) und nahm auch seine Begleitung nach der Sphinx an, wo wir den Kaffee trinken wollten. Dies hatten wir nämlich schon vorher auf Vorschlag des Malers beschlossen, um unserer nächtlichen Partie noch einen weiteren originellen Reiz zu geben. Der Scheich ließ zwei Fackeln anzünden und durch zwei seiner Leute vorauftragen; wir gaben unseren Dienern noch die nöthigen Befehle wegen des Einpackens, wobei ihnen natürlich die Reste des Soupers überlassen wurden; der Doktor stellte zu seiner Bowle, die noch nicht ganz geleert war, einen besonderen Wächter, und dann machten wir uns auf den Weg. Hinter uns zogen die Beduinen als Gefolge, aber sie hüteten sich wohl, uns irgendwie zu belästigen, weil sie den Scheich in unserer Gesellschaft wußten.

In gerader Richtung liegt die Sphinx, von der zweiten der Chefren-Pyramide nicht weit entfernt, da aber das Terrain sehr uneben ist und durch Felsentrümmer aller Art unterbrochen wird, so dauert der Weg eine kleine Viertelstunde. Es war aber jedenfalls, wenigstens nach europäischen Begriffen, eine Abendpromenade der seltensten, ja wunderbarsten Art. Zur Rechten die bis in den Himmel hineinragenden Pyramiden, vom Mondlicht ganz mit Silber übergossen, und hinter ihnen die mattgelbe Wüste, bis in die Unendlichkeit hinein sich verlierend; zur Linken das

überschwemmte Nilthal, aus dessen unabsehbarer Wasserfläche einzelne Palmengruppen und Fellahdörfer als Inseln hervortreten, im Wasser selbst das Spiegelbild des Mondes in zahllosen Silberwellen vervielfältigt und der Boden, auf dem wir wandeln, von Monumenten aller Art übersäet, die nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zählen, und die uns die Wiege der gesammten Menschheitsgeschichte vor die Seele riefen. Und nun — bei einer Wendung des Weges — das gewaltigste dieser Wunder: das furchtbare Wüstenphantom, die Sphinx, die nun schon vier, ja nach Anderen gar sechs Jahrtausende nach Osten schaut, „und kein Sterblicher weiß, was sie bedeutet und was sie sinnt."

Die Fackelträger hatten sich mit ihren brennenden Kienspähnen zu beiden Seiten der Sphinx postirt, und die flackernden Flammen warfen gespensterhafte Lichter auf das Riesenantlitz, das trotz aller Verstümmelung noch immer einen gewaltigen Ausdruck hat; man breitete einige mitgenommene Decken zum Sitz für die Damen aus, und wir Anderen machten es wie die Beduinen, das heißt, wir hockten mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, eine Positur, die gar so unbequem nicht ist, Notabene, wenn man sich etwas darauf versteht. Der Kaffee, den uns der Scheich auf arabische Manier und unter vielfachen Komplimenten serviren ließ, war köstlich; ächter Mokka, das Lebenselixir der Wüstensöhne.

Auf einmal hörten wir zwei Schüsse schnell auf-

einander und, seltsam genug, wie hoch aus der Luft kommend, und während wir erstaunt uns in Muthmaßungen ergingen, sahen wir einige Leuchtkugeln von der Spitze der Cheopspyramide aufsteigen. Nun hatten wir auch die Lösung des Räthsels: „Der Engländer!“ riefen wir einstimmig und bemerkten zugleich, aber erst jetzt, daß er nicht unter uns war. In dem allgemeinen Trubel des Tafelaufbruchs hatte Keiner an ihn gedacht. Der Anblick der steigenden Leuchtkugeln und einiger kleinen Raketen, die sich im Zerplatzen als goldener Sternregen auflösten, war über alle Beschreibung schön; die Pyramiden schienen durch diese Lichteffekte in's Unendliche zu wachsen, und als das Feuerwerk, dem noch zwei Schüsse folgten, vorüber war, standen sie in der Silberfluth des Mondes nur noch verklärter da.

Das war also die versprochene Ueberraschung des Engländers, der auch, als er sich nach einer Viertelstunde wieder bei uns einfand, allgemeinen Dank erntete, und nicht Dank allein, sondern auch Bewunderung für seine kühne That. Denn diesen Namen verdiente die nächtliche Pyramidenbesteigung, noch dazu, da er, wie wir nachher erfuhren, von nur einem Beduinen begleitet war, der ihm nicht einmal behülflich gewesen, sondern ihm nur seine Flinte und das Päckchen Feuerwerk getragen hatte.

„Ich schlage vor, dem Gentleman den Rest der Bowle abzutreten,“ sagte der Banquier, „es ist die höchste Belohnung, die mir in diesem Augenblick einfällt.“

Aber der Doktor erklärte, er habe eine Flasche Champagner in petto, der wir noch vor unserer Abfahrt den Hals brechen müßten und zwar zu Ehren dessen, der Gottlob den seinigen nicht gebrochen. Die beiden Damen hatten mittlerweile aus kleinen Wüstengräsern und einer zierlichen gelbblühenden Eispflanze eine Art Kranz geflochten und dem Engländer trotz seines Widerstrebens, aufgesetzt; so führte ihn der Maler bis dicht unter die Sphinx, und die ganze Gesellschaft, die Beduinen mit eingerechnet, die unmerklich den Halbkreis um uns herum immer enger gezogen hatten, applaudirte mit lebhaftem Händeklatschen.

Unbeweglich schaute das Riesenweib auf die bunte, lustige Scene; die Fackeln waren erloschen, der Vollmond dagegen stand fast im Zenith und machte die Nacht zum Tage, aber zu einem märchenhaften Tage, wie wenn die Helle durch Silberschleier gedämpft wäre . . . die ächte Tieck'sche „mondbeglänzte Zaubernacht", wie sie der nordische Poet vielleicht in seiner Phantasie geträumt, aber gewiß nie in Wirklichkeit geschaut.

Als wir auf das Plateau zurückkamen, standen die ruhig brennenden Kerzen noch auf dem Tische, aber der Tisch selbst war abgedeckt und leer, denn die Diener hatten bereits Alles wieder in die Körbe gepackt und in die Wagen geschafft. Nur von der steinernen Brüstung her leuchtete die silberne Bowle mit ihren Gläsern zu uns herüber, und vor ihr auf

dem Boden kauerte der schwarze Ali und hielt getreulich Wache. Keine profane Hand hatte sie während unserer Abwesenheit berührt. „Was diese Wüste für Durst macht!“ rief der Banquier und vertheilte den Rest der Bowle so gewissenhaft wie möglich; aber der Doktor war mittlerweile zu seinem Wagen gegangen und kam mit der versprochenen Flasche Champagner zurück. Er ließ den Stöpsel knallen, füllte die Gläser und brachte die Gesundheit des „Pyramiden-Feuerwerkers“ aus, die allgemeinen Anklang fand.

Doch Alles, Alles geht hinieden zu Ende: volle Flaschen und Gläser, lustige Wüstenpicknicks und Pyramidenbowlen . . . mit anderen, mehr prosaischen Worten: Wir mußten an die Heimfahrt denken, obwohl es noch sehr früh war, wie der Bey ganz richtig bemerkte, denn es war erst ein Uhr nach Mitternacht.

* * *

Am folgenden Abend saßen wir wieder auf dem bekannten Balkon im Hause des Bey, der uns zu einer kleinen Nachfeier eingeladen hatte. Das Gespräch drehte sich natürlich zumeist um die gestrige Partie, und der Maler zeigte bereits eine sehr gelungene Skizze unserer Kaffeegesellschaft am Fuße der Sphinx vor. „Wenn der Pinsel unser Picknick verewigt, da sollte doch auch die Feder nicht zurückbleiben,“ sagte der Banquier und wies dabei auf mich. Ich erklärte mich sofort bereit, eine Schilderung unserer Fahrt zu

zu verfaſſen und nach Deutſchland zu ſenden. Als dies der Doktor hörte, zog er mich ernſthaft bei Seite.

„Ich habe nichts dagegen," ſagte er, „aber ich bitte Sie nur, falls Sie der Bowle Erwähnung thun" („die ſoll obenan ſtehen," unterbrach ich ihn) — „ich bitte Sie, ſie genau ſo auf dem Papier zu bereiten, wie ich es in Wirklichkeit gethan. In Deutſchland giebt es Kenner, und ich möchte gern mit Ehren beſtehen."

Ich beruhigte den Medicus mit ſeinen eigenen Worten, die er uns damals zugerufen: „Nur unbeſorgt! Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich!"

IV.

Aegyptiſche Frauen.

Die Stellung der Frauen in Aegypten, wie überhaupt im Orient, iſt in jeder Beziehung eine ſo ganz andere, als im Occident, daß vielleicht auf keinem ſonſtigen Gebiete der Gegenſatz zwiſchen Morgen- und Abendland ſo charakteriſtiſch und ſo weitgehend hervortritt, als hier.

Wie das Chriſtenthum, überall das welterlöſende Princip, auch den Frauen erſt ihre Würde, ihre moraliſche Gleichberechtigung und ihren hohen Beruf

als Gattin und Mutter gegeben, ſo hat der Islam gerade das Gegentheil gethan und die Frauen unterdrückt, herabgewürdigt und erniedrigt, und der Prophet Mohammed ſelbſt ſtellt ſie im Koran tief unter die Männer. So erklärt er unter anderem es für beſſer, wenn die Frauen nicht in die Moſchee zum öffentlichen Gottesdienſte gehen, und verbietet geradezu, ſie im Leſen und Schreiben zu unterrichten. Die Geſtattung vollends der Vielweiberei (der Koran erlaubt vier Frauen, obwohl der Prophet ſelbſt dieſe Zahl weit überſchritt), und außerdem das Halten von Sklavinnen und Konkubinen ſetzt allen dieſen Beſtimmungen die Krone auf. Von einem wirklichen Familienleben, nach abendländiſchem, chriſtlichem Begriffe, und dem daraus entſpringenden Segen des Ehebundes für den Staat und die geſammte menſchliche Geſellſchaft kann im Orient keine Rede ſein; die Ehe der Mohammedaner iſt ein Inſtitut ganz untergeordneter Art, abhängig von der Laune und dem Gefallen des Einzelnen und religiös wie ſtaatlich ohne alle höhere Sanktion. Damit ſoll freilich nicht geſagt ſein, daß alles Familienleben und eheliches Glück gänzlich aus dem Orient verbannt ſei; das wäre zu weit gegangen, aber dieſe günſtigen Fälle ſind immer nur vereinzelt, denn die tiefere, ſittlich-ernſte, ethiſche Grundlage fehlt, wie ſie eben nur das Chriſtenthum zu bieten vermag. Doch ich will mich nicht weiter auf abſtrakte Raiſonnements einlaſſen, ſondern lieber die konkrete, d. h. die praktiſche Seite des Frauenlebens im Orient, und ſpeciell in

Aegypten, etwas näher beleuchten und zu diesem Zwecke sofort das Wichtigste und Interessanteste hervorheben, auf welchem gewissermaßen das gesammte orientalische Frauenleben basirt ist: den Harem.

Der Harem, richtiger das Harihm, ist bekanntlich derjenige Theil des türkischen oder arabischen Hauses, der ausschließlich den Frauen zum Aufenthalte dient und von keinem Manne, mit alleiniger Ausnahme des Hausherrn und der allernächsten Blutsverwandten (Vater und Bruder, und auch dies nicht immer), betreten werden darf. Die Klausur ist überaus streng, noch strenger, als in christlichen Ländern die Klausur der Frauenklöster, die doch wenigstens Sprechzimmer haben und die außerdem jedem amtlichen Besuche geöffnet sind. Zu Haremswächtern und zur Bedienung sind Sklavinnen und Eunuchen bestellt.

Von dem Leben im Innern des Harems wissen wir deshalb nur wenig Zuverlässiges, obwohl in neuester Zeit manche europäische Dame dort Zutritt erhalten und auch dann und wann eine Schilderung davon veröffentlicht hat. Aber jene Damen waren immer nur zu großen Festlichkeiten geladen, und man ließ sie nur sehen, was sie sehen sollten: Tänze und Maskenspiele, von einem weiblichen Orchester begleitet, Schmausereien und Gelage und Aehnliches. Die bei solchen Gelegenheiten, namentlich in den Harems einiger Prinzen und Pascha's, entfaltete Pracht übersteigt unsere europäischen Begriffe; es ist eben der Reichthum und der Luxus des Orients, der freilich zur Erreichung

seines Zweckes den Occident zu Hülfe nehmen muß. Unzählige buntgekleidete Sklavinnen begrüßen die Gäste und leiten sie durch eine Reihe von Prunkgemächern in den großen Empfangssaal, dessen Wände mit schweren Atlas- und Seidenstoffen bedeckt sind. Von der hohen, goldbesternten Decke hängen riesige Kristallkronleuchter herab, und die kostbarsten Teppiche aus Smyrna oder Konstantinopel bedecken den Boden. Nicht minder kostbare Divane ziehen sich an den Wänden entlang, und in der Mitte thront auf erhöhten Polstern die Dame des Hauses, in einem Gewande von Gold- oder Silberbrokat, das mit Brillanten und anderen Edelsteinen förmlich überfäet ist. Diadem, Hals- und Armschmuck, goldene, mit Brillanten besetzte Gürtel und Ringe überbieten Alles, was man in europäischen Juwelierläden, selbst Paris und London nicht ausgenommen, sehen kann; und nun fehlt auch der verhüllende Schleier, weil eben kein profanes Männerauge zu befürchten ist.

Bei der Ankunft der Gäste erhebt sich die Prinzessin, oft nicht ohne Mühe und selten mit Grazie, und geht ihnen einige Schritte entgegen, um sie zu begrüßen; zugleich bewirft sie die Ankommenden mit kleinen, zu diesem Zwecke geprägten Goldmünzen, die sie in einem goldgestickten Beutelchen neben sich liegen hat; manchmal ist es ein dichter goldener Regen, den die Sklavinnen sofort emsig und rücksichtslos aufsammeln. Eine Dame von Stande dürfte sich nicht darnach bücken, das wäre eine arge Verletzung der

Etikette; aber es bleiben stets einige von diesen kleinen Münzen in den Kleiderfalten hängen, die man ungesehen einsteckt und als Rarität mit nach Hause bringt. Alsdann wird zum Sitzen eingeladen und Kaffee gereicht, und zwar in zierlichen Porzellanschälchen, zu denen noch ein Einsatz gehört, nach Art unserer Eierbecher. Diese Einsätze sind aus getriebenem Silber und oft, z. B. bei der Vicekönigin-Mutter, aus Gold und gleichfalls mit Brillanten besetzt. Nach dem Kaffee kommt der Tschibuk, die lange türkische Pfeife, mit dem prächtigen, edelsteingeschmückten Bernsteinmundstück, welche auch die Damen im Orient nicht verschmähen, und welche die europäischen Damen Anstands halber ebenfalls annehmen müssen. Die Unterhaltung, schon weil sie fast immer arabisch geführt wird, denn die Haremsdamen verstehen und sprechen nur ausnahmsweise ein wenig Französisch, ist begreiflich sehr wortarm und unbedeutend; auch ist die Bildungsstufe jener Damen nach unseren Begriffen eine sehr niedrige; es sind eben nur lebendige, prächtig aufgeputzte Puppen.

Ist mit einem solchen Empfange, wie wir ihn soeben flüchtig geschildert, noch ein Bankett verbunden, so begeben sich die Haremsdamen mit ihren Gästen in einen anstoßenden Speisesaal, der nicht minder prächtig dekorirt, und wo eine Tafel nach europäischer Sitte und mit den feinsten Produkten der französischen Küche servirt ist. Aber mit Messer und Gabel wissen selbst die vornehmsten Aegypterinnen nicht recht umzugehen, und nehmen immer gern, wenn sie sich nicht

beobachtet glauben, ihre Finger zu Hülfe. Allein und unter sich speisen sie stets, wie überhaupt alle Araber, auf dem Boden hockend, und sitzen so im Kreise um ein kleines, nur einen Fuß hohes Tischchen herum, auf das eine große, flache Schüssel, wie ein Präsentirbret, gesetzt wird. Dieses enthält auf besonderen Tellern die verschiedenen Gerichte, und zwar gewöhnlich alles durcheinander: Fleischspeisen mit Reis gekocht, Gemüse und Braten, süße Speisen und sonstiges Zuckerwerk, Kuchen und Bonbons. Jede holt sich mit den Fingern ein Stückchen heraus, und viele essen aus allen Schüsseln auf einmal. Suppen, Crêmes und dergleichen werden mit den Löffeln gegessen, und als Getränk wird Wasser, Scherbet (oder wie man auf deutsch, aber unrichtig sagt: Sorbet) und Limonade herumgereicht.*)

Im Uebrigen ist das Leben in den Harems einförmig und langweilig, da es eben nur ein materielles ist, dem jeder höhere, geistige Impuls fehlt, ohne den alle äußere Pracht und der raffinirteste Luxus doch nur ein todtes Scheinding bleiben. Manche dieser Damen, die vielleicht von Hause aus mit besseren und edleren Charakter-Eigenschaften ausgestattet waren, die aber unter dem entnervenden Drucke der Abgeschlossenheit von der Außenwelt sich nicht entwickeln konnten, scheinen dies auch zu fühlen; wenigstens bestätigte uns dies noch kürzlich eine Europäerin, die in einem der vornehmsten Harems häufig verkehrt. Die Prin-

*) S. in Kap. I. „Ein arabisches Gala-Diner."

zessin zeigte ihr alle ihre Herrlichkeiten an Schmuck und kostbaren Gewändern und allen nur denkbaren Luxusgegenständen, (so ist, um nur Eins zu erwähnen, das Gestell ihres Bettes aus getriebenem Silber und die blausammetne Bettdecke über und über mit ächten Perlen gestickt), aber als sie die Truhen und Kasten wieder geschlossen, sagte sie traurig und ihre Thränen nur mit Mühe zurückhaltend: „Sie finden das Alles gewiß schön und prächtig und beneiden mich wohl gar darum, und doch gäbe ich es gern hin und wollte gern arm sein, wenn ich nur sein könnte wie Sie: frei, um unter Menschen zu kommen und mit ihnen zu verkehren. Hier in meinem Palais ist es entsetzlich langweilig, langweilig zum Sterben!“ —

Die Haremsfrauen dürfen übrigens in's Freie, jedoch nur in einem verschlossenen Wagen, tief verschleiert und von Wächtern begleitet, die angewiesen sind, jede ihrer Bewegungen auf das Strengste zu beobachten. So lautet wenigstens die Vorschrift nach dem alten Gesetze; aber in neuerer Zeit, wo europäische Sitten und Gebräuche überall Eingang gefunden haben, ist man auch in dieser Beziehung nachsichtiger und lauer geworden; wenigstens sind die Wagenfenster nicht mehr verhängt, sondern werden dreist herabgelassen, und der verhüllende Schleier ist so fein und durchsichtig geworden, daß er die Züge recht wohl erkennen läßt, vorzüglich wenn die Wagen durch das Menschengedränge der Muskih und der anderen belebten Straßen Schritt fahren, oder gar minutenlang anhalten müssen.

Dann iſt wohl ein kühner Blick geſtattet, der manchmal ſogar eine lächelnde Erwiderung findet, und die Eunuchen laſſen es ruhig geſchehen, denn ſie führen längſt nicht mehr den Stab mit den fliegenden Eiſenkugeln, mit denen ſie früher und noch unter Mohammed-Ali und Abbas-Paſcha auf die neugierige Menge einſchlugen, um die Blicke abzuwehren und ſich Platz zu verſchaffen. Jetzt haben ſie nur zierliche Reitgerten, aber ſie ſind durchweg ſchlechte Reiter, trotz ihrer ſchönen, arabiſchen Pferde, die mit rothſammetnen, goldgeſtickten Schabracken und Zäumen geſchirrt ſind.

Auch die italieniſche Oper, die bekanntlich in Kairo alljährlich während der fünf Wintermonate geöffnet iſt und der beſten europäiſchen gleichkommt, dürfen die Haremsdamen beſuchen, aber nur die Emancipirten machen von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Denn wenn es ſchon nach orientaliſchen Begriffen eine entſetzliche Entwürdigung für eine Frau iſt, öffentlich unverſchleiert, und ſo den Blicken von tauſend Männern ausgeſetzt, auf der Bühne zu erſcheinen, ſo iſt es ebenſo entwürdigend für eine reſpektable Dame, dieſem Schauſpiele beizuwohnen und es noch dazu mit Geld zu bezahlen. Nur die Almehs und Gawaſis, die arabiſchen Sängerinnen und Tänzerinnen treten öffentlich auf, und dieſe gehören ſtets der unterſten Volksklaſſe an. Deshalb ſind auch die Logen in der Oper mit geſticktem Tüll von der Brüſtung bis an die Decke überzogen, ſo daß man wohl heraus, aber nicht hineinſchauen kann, und außerdem gilt es noch immer

für unanständig, wenn die Herren vom Parterre hinaufschauen, oder gar ihre Operngläser dahin richten würden; man soll nämlich thun, als gäbe es gar keine Damen unter den Zuschauern. Ein Europäer nimmt es freilich nicht so genau und entdeckt wohl hinter der leichten Gaze das schöne Profil einer Cirkassierin oder Albaneserin und das Blitzen ihrer Augen und Brillanten. Oben im Couloir vor den Logen stehen natürlich wieder die Kawassen mit schweren Schleppsäbeln und die Eunuchen, mit noch schwereren, um jeden männlichen Zutritt energisch zurückzuweisen. — So viel über die vornehme aegyptische Damenwelt.

Bei aller Einfachheit des Kostüms und der Stoffe trägt auch die ärmste Araberin irgend ein Schmuckstück, ein Hals- oder Armband, wenn auch nur aus farbigen Glasperlen oder aus Messing. Aber auch silberne und selbst goldene Schmucksachen sind in den unteren Klassen nichts Seltenes, und die Bauerfrauen, die aus den umliegenden Dörfern jeden Morgen mit Gemüse, Früchten, Geflügel, Butter, Eiern u. s. w. zur Stadt kommen, sind manchmal förmlich damit überladen. Freilich repräsentirt ihr Schmuck alsdann auch ihr halbes Vermögen. Man braucht nur an Montagen und Donnerstagen, den Hauptmarkttagen der Woche, die arabischen Gold- und Silberbazars von Kairo zu besuchen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie sehr die Aegypterinnen, vornehme und geringe, reiche und arme, alte und junge, auf Schmucksachen aller Art versessen sind. Auch die Läden dieser Bazars sind

den früher geschilderten sehr ähnlich. Es sind kleine, offene Boutiquen, hart an der Straße, wenn überhaupt der schmale, kaum drei Fuß breite Durchgang diesen Namen verdient. Die Boutiquen selbst sind in der Regel nicht viel größer, als ein geräumiger Kleiderschrank; vorn auf der kaum einen Meter hohen Schwelle liegt jedesmal ein bunter Teppich; manchmal ist dort auch ein kleiner Divan mit Kissen etablirt, und fast alle Plätze sind besetzt mit verhüllten Frauengestalten, die sich, wie die Männer, mit untergeschlagenen Beinen niedergelassen haben, ein Schälchen Kaffee schlürfen., auch eine Cigarette nicht verschmähen (beides auf Kosten des Händlers, der nach der Landessitte eine solche Aufmerksamkeit nicht unterlassen darf), und alsdann wird um goldene und silberne Armbänder, Ohr- und Fingerringe, Colliers und Gott weiß was sonst noch Alles, gehandelt und gefeilscht, und die Unterhaltung wird so lebhaft und mimisch-plastisch, daß man meint, beide Theile werden in der nächsten Minute thätlich aneinander gerathen. Die Aermeren kaufen von den ambulanten Händlern, die an jenen beiden Tagen die Bazars massenhaft durchstreifen und lärmend und schreiend ihre ächten oder falschen Schmucksachen anpreisen. Wenn man sich alsdann in ein Kaffeehaus der Muskih setzt, kann man die ganze weibliche schwarze, braune und gelbe Welt an sich vorüberziehen lassen, buntfarbig gekleidet und bunt geschmückt, und, von Weitem gesehen, sehr pittoresk und interessant.

Freilich, wie so Vieles im Orient, ist es nur Dekorationsmalerei, die auf die Ferne berechnet ist, aber für den Europäer, vorzüglich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes, von unleugbarem Reize. Was ihm namentlich sofort auffällt, sind die schlanken, elastischen Gestalten und die feingeformten Hände und Füße, und außerdem noch eine gewisse angeborene Grazie, die sich auch bei den Aermsten nicht ganz verleugnet. Und wäre es ein Fellahweib, das Wasser holt am Nil, oder eine andere Araberin, die als Dattel- oder Orangen-Verkäuferin am Wege sitzt, oder auch nur eine arabische Sklavin aus gutem Hause, — sie alle haben in ihrer äußeren Erscheinung, in ihren Bewegungen und Geberden, in der Art und Weise, wie sie ihre Gewänder falten und tragen, ein gewisses anziehendes Etwas, das man fast ein poetisches nennen möchte, und wodurch sie sich, ähnlich wie die Bewohnerinnen des südlichen Europa vor denen des nördlichen, vortheilhaft vor den übrigen afrikanischen Frauen auszeichnen. Wenn man Glück hat, so sieht man auch wohl die Gattin eines Beduinenscheichs vorbeigehen, über und über mit goldenen Ketten und Goldmünzen behängt und das Haar seltsam nach vorn zusammengeflochten; eine gleichfalls goldbehängte Nubierin folgt ihr als Begleiterin, und in ziemlicher Entfernung der Herr Gemahl auf hohem Reitkameel, das reich mit bunten Decken und Troddeln und Quasten behangen ist. Von Zeit zu Zeit sieht man auch in der Menge eine sogenannte Levantinerin, die, schon ihres Ursprunges

wegen (von europäiſchen Eltern, aber in Aegypten geboren), ihre europäiſche Tracht beibehalten hat. Dieſe Frauen gehören meiſt den reicheren Klaſſen an und zeichnen ſich faſt immer durch ihre auffallenden und geſchmackloſen Toiletten aus, was man in Paris une toilette tabageuse oder ébourrifante nennt. Sie tragen oft ganze Chignonthürme zur Schau, auf deren Spitze ein Hut befeſtigt iſt, der völlig einer mit Blumen garnirten Schüſſel Gemüſe ähnlich ſieht. Das übrige Koſtüm iſt dem ganz entſprechend: ſchwere Atlas- und Seidenſtoffe in allen Regenbogenfarben, dazu ungeheure Schleifen und Schärpen, hochrothe oder himmelblaue Sonnenſchirme, oder große, buntbemalte chineſiſche Fächer, Stelzenbottinen in gleicher Farbe — kurz, eine vollſtändige Karikatur auf den guten Geſchmack.

Eine laute, nach unſern Begriffen ſehr disharmoniſche Muſik lenkt unſere Aufmerkſamkeit auf einen anderen Gegenſtand, der in ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit wohl werth iſt, beſonders geſchildert zu werden. Es iſt ein Hochzeitszug, und da ſich derſelbe nur ſehr langſam die Straße heraufbewegt und außerdem alle zwei, drei Minuten anhält, ſo haben wir Zeit genug, einige erklärende Worte vorauszuſchicken.

Wie das geſammte Frauenleben im Orient faſt in Allem dem europäiſchen diametral entgegengeſetzt iſt, was namentlich in der Ehe am deutlichſten hervortritt, ſo iſt auch die Eheſchließung dort etwas ganz Anderes, als bei uns. Die völlige Abgeſchloſſenheit des Harems, wie wir ſie oben geſchildert haben, und

der natürlich auch das heirathsfähige Mädchen auf das strengste unterworfen ist, macht jede Annäherung und mithin jede auch nur oberflächliche Bekanntschaft von Seiten des jungen Mannes geradezu unmöglich; jede Heirath geschieht mithin auf gut Glück und ist nichts als eine Lotterie, wo die Gewinne sehr selten und die Nieten sehr gewöhnlich sind. Die Mütter und sonstigen weiblichen Verwandten des Bewerbers übernehmen die Vermittelung. Hier malen sie dem jungen Mädchen die Vorzüge und guten Eigenschaften des Bewerbers, und umgekehrt dort dem Bewerber die Vorzüge des jungen Mädchens mit den glänzendsten Farben aus; die Väter berathen unterdeß das Heirathsgut, und ein gewöhnlicher Schreiber genügt, um eine Art von Kontrakt aufzusetzen. In den höheren und reicheren Kreisen ist dies natürlich mit mehr Umständen und Weitläufigkeiten verbunden, aber dem inneren Wesen nach ist die Sache stets dieselbe. Hat man dann Alles genugsam verabredet und besprochen, wobei der Geldpunkt immer das Wichtigste ist, so wird das gegenseitige Jawort gegeben und der Hochzeitstag festgesetzt. Noch immer aber haben sich die so Verlobten nicht gesehen und bekommen sich auch nicht eher zu sehen, als bis die Braut als Gattin in das Haus ihres zukünftigen Mannes einzieht. Man kann sich daher leicht vorstellen, mit welcher Spannung der Moment des „Schleierhebens" für beide Theile verbunden ist, und wie oft Enttäuschung oder gar Widerwille an die Stelle der früheren Illusionen treten. Von einer

religiösen Ceremonie, wie sie das Christenthum, oder auch nur von einer Civiltrauung, wie sie der moderne Staat verlangt, ist im Orient keine Rede; Braut und Bräutigam werden eben einfach zusammengegeben, und wenn die neue Gattin dem Gatten nicht gefällt, so kann er sich, nach dem Koran, sofort wieder von ihr trennen, natürlich nach vorheriger Zurückzahlung des Heirathsgutes. Er braucht nur in Gegenwart zweier Zeugen die gesetzlich vorgeschriebenen Worte dreimal an sie zu richten: „Du bist entlassen," und die Ehe ist aufgelöst. Deutlicher, aber auch zugleich trostloser ist wohl die Stellung des Weibes im Orient nicht zu bezeichnen, und damit zugleich der ungeheure, klaffende Riß zwischen mohammedanischer und christlicher Gesittung und Moral. Ueberdies kann ja auch der Ehemann noch eine zweite, dritte und vierte Frau nehmen und wieder entlassen, um sich andere zu wählen.

Mittlerweile ist der Hochzeitstag näher gekommen. Den Reigen eröffnet, wie bei jedem öffentlichen Aufzuge hier zu Lande, die Straßenjugend, denn auch Kairo hat seine Gamins, wie Paris, London, Berlin und alle großen Städte der Welt, nur daß ihr Kostüm hier etwas primitiver ist, als anderswo. In malerischen Lumpen, die einen Genremaler entzücken könnten, tanzen sie der Musik vorauf; ob aber diese einen Komponisten, wenigstens einen europäischen, in dieselbe Ekstase versetzen würde, ist sehr die Frage. Die Instrumente bestehen fast nur aus eintönigen Flöten und türkischen Trommeln, und von Takt und Melodie ist

dabei keine Rede; die Flötiſten pfeifen und quiken eben, wie es ihnen einfällt, und von Zeit zu Zeit geben die Trommeln einen dumpfen, aber weithin tönenden Schlag dazwiſchen: das iſt Alles. Hinter den Muſikanten gehen die weiblichen Verwandten als Brautführerinnen, und dann folgt die Braut ſelbſt unter einem offenen, von vier Knaben getragenen gelben, rothen oder grünen Baldachin. Sie iſt vollſtändig verhüllt, wie eingewickelt, und zwar ſtets in rothe Kaſchmirſhawls; auf dem Kopfe trägt ſie eine goldene oder ſilberne Krone, von der oft noch lange Gold- und Silberbänder auf ihren Körper herabfallen. Dicht vor der Braut gehen in der Regel zwei gleichfalls verſchleierte Frauen, und zwar rückwärts und immer der Braut zugewendet, der ſie mit großen Fächern aus Straußenfedern Kühlung zufächeln, denn dem armen Mädchen muß unter ihrer Vermummung entſetzlich heiß zu Muthe ſein. Die übrigen weiblichen Gäſte (Männer befinden ſich überhaupt nicht im Zuge, und der Bräutigam ſelbſtverſtändlich auch nicht), gehen reihenweiſe hinter der Braut, alle in verſchiedenfarbigen, aber immer ſehr grellen Unterkleidern, und darüber den ſchwarzſeidenen, weiten Mantel, wie wir es oben geſchildert. Gleiche Muſikanten, wie bei Eröffnung des Zuges, ſchließen ihn, und die Weiber ſtoßen von Zeit zu Zeit ein gellendes Freudengeſchrei aus, das die Zuſchauer mit einem ähnlichen Geſchrei beantworten. Das iſt der eigentliche, nationale arabiſche Hochzeitszug, der allerdings in neuerer Zeit

mancherlei Modifikationen, z. B. durch nachfahrende Wagen und dergleichen, erlitten hat. Ein Wagen fährt aber stets hinterher, gleichfalls mit Kaschmirshawls dicht verhängt, der sogenannte Haremswagen, in welchem die vornehmsten weiblichen Verwandten des Brautpaares sitzen.

So geht der Zug auf möglichst großen Umwegen entweder in ein Badehaus, das alsdann an jenem Tage für die Hochzeitsgesellschaft besonders gemiethet ist, um allem Zutritt von Männern vorzubeugen, oder auch direkt in die Wohnung des Bräutigams und in die Frauengemächer, aber auch noch immer ohne den Bräutigam, der sich unterdessen mit seinen Freunden in einem ähnlichen Aufzuge nach der Moschee begeben hat. Erst am Abend zieht der Bräutigam mit Musik und Gefolge wieder in sein Haus zurück, wobei Jeder eine brennende Wachskerze trägt. Nach dem Hochzeitsmahl, das gleichfalls noch streng geschieden eingenommen wird, ist es dem Gatten erlaubt, seine Gattin, und zwar zum ersten Male in seinem Leben, von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Bei größeren Hochzeiten, die oft mehrere Tage dauern, und zu welchen die ganze Nachbarschaft geladen ist, wird die Straße mit Laternen erleuchtet und mit bunten Teppichen überspannt; man stellt lange Bänke vor die Häuser, und jeder der Vorübergehenden wird eingeladen, sich niederzulassen, und mit Kaffee, Zuckerwerk und dem unvermeidlichen Tschibuk bewirthet. Dort zeigt sich die patriarchalische, sprüchwörtliche

Gastfreundschaft des Orients von einer sehr hübschen und sogar poetischen Seite, denn zu den oft ganz fremden und unbekannten Gästen gesellen sich Bettler und Blinde, die auf Kosten des Bräutigams gespeist werden. Lange nach Mitternacht, wenn die Lampen und Laternen schon dunkler brennen, aber der Vollmond dafür desto heller durch die Palmenkronen funkelt, erscheint wohl ein Märchenerzähler, ein Greis, wie auferstanden aus der Zeit Harun-al-Raschid's, mit langem, weißem Barte, rothem Turban und dunkeln Gewändern, setzt sich zu den Gästen und erzählt von den Liebesgeschichten und Abenteuern der großen Khalifen. Die Menge lauscht wie gebannt, die schwarzen Diener gehen behutsam auf den Zehen hin und her, um Kaffee und Pfeifen zu reichen, der Mond ist höher gestiegen und wirft ganze Silberströme über die platten Dächer in die Straße hinein .... der Alte spricht immer begeisterter und citirt Hariri und Hafis:

„O Königin, o Herrin!
Es ist die ganze Welt
Nur eine dunkle Sklavin,
Die dir den Spiegel hält!"

.... da öffnet sich unbemerkt und leise oben über den Zuhörern eines jener feingeschnitzten Holzgitter, die in den alten arabischen Häusern noch immer als Fenster dienen, und ein schüchternes Frauenantlitz schaut horchend hinab und unverschleiert, denn nur der Mond ist gegenwärtig, und der ist verschwiegen,

. . . . fürwahr, diesmal scheint der Bräutigam ein günstiges Loos gezogen zu haben, denn sie ist wirklich schön, mit ihren schwarzen Haarflechten, den blitzenden Augen unter den langen Wimpern, und dem funkelnden Halsschmuck aus Goldblech auf der lichtbraunen, sammetnen Haut, — so schön, daß man die obigen Verse wohl auf sie anwenden könnte. Da erhebt sich plötzlich der Nachtwind und rauscht durch die Palmen und Sykomoren, wie wenn er neidisch wäre und uns den holden Anblick nicht länger gönnen wollte; — sie zieht sich zurück und schließt, ebenso leise, wie sie es geöffnet, das Gitterfenster. Und nun wüßten auch wir unsere Schilderung wirklich mit keinem lieblicheren Bilde, das uns mit so manchem Unerfreulichen versöhnt hat, zu schließen.

V.

Der Nil und sein Wasser.

Der Nil steigt! Das ist das große Losungswort, das alljährlich in der zweiten Hälfte des Junimonats durch ganz Aegypten zieht und das sich die gesammte Bevölkerung wie zum Trost und zur Beruhigung freudig zuruft. Der Nil steigt! Schon seit Jahrtausenden ist es so gewesen, und das Steigen und

Fallen des Nils ist so sicher wie der tägliche Aufgang der Sonne, und dennoch wird alljährlich die große Nachricht wie eine Glückskunde begrüßt. Das macht, weil der Nil der eigentliche Nährvater des Landes ist, das belebende Prinzip, auf welchem die ganze Existenz desselben beruht, denn ohne ihn wäre Aegypten nichts wie eine todte, öde Wüste. Die göttliche Verehrung, welche die alten Aegypter dem Nil erwiesen, erklärt sich mithin leicht, und manche darauf bezüglichen Gebräuche aus urältester Zeit haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

So wird die Nacht des 17. Juni noch immer feierlich begangen. Es ist dies die Nacht des sogenannten heiligen oder goldenen Tropfens („leelet-en-nuktah“), und der echte Moslim glaubt noch heute ebenso fest daran, wie seine Vorfahren aus der Zeit des Islam*). In jener Nacht bringt nämlich ein Engel vom Throne Allah's einen goldenen Tropfen herab, den er in die noch immer unerforschten Quellen des oberen Nils wirft, was sofort ein Anschwellen des Flusses bewirkt. So lautet diese Legende, der es nicht an poetischem Reiz fehlt, und deren es so viele ähnliche in den Traditionen des Orients gibt.

Von der arabischen, oder richtiger von der mohammedanischen Bevölkerung Kairo's gehen in der Nacht der 17. Juni nur Wenige zu Bette. Schon gleich

*) Nach Anderen soll diese Legende sogar aus der pharaonischen Zeit stammen.

nach Sonnenuntergang sieht man sie auf den platten Dächern ihrer Häuser beschäftigt, Laternen und Lampen herzurichten, um dort die Nacht im Freien zu verbringen. Man sieht auch Kuchen und Zuckerwerk aller Art, die in jener Nacht verzehrt werden, in die Häuser tragen. Musik und Gesang fehlen gleichfalls nicht. Beides freilich nach unsern europäischen Begriffen sehr disharmonisch oder doch wenigstens sehr monoton und primitiv, aber unter diesem Himmel und in dieser Umgebung nicht ohne Reiz und jedenfalls für den Neuling interessant. Andere ziehen hinaus vor die Stadt und an den Nil, wo sie unter den Palmen des Ufers kampiren und eine „Fantasia" *) aufführen. Die Frauen und kleinen Mädchen schöpfen unterdessen in ihren Thonkrügen Wasser aus dem Flusse, das sie theils sofort trinken, theils sorgfältig nach Hause tragen, denn das Nilwasser jener Nacht soll eine wunderbare Heilkraft gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen besitzen.

In Kairo selbst versammeln sich gegen Abend die Araber auf den öffentlichen Plätzen zu einem sogenannten „Zikr", jenem gemeinschaftlichen phantastischen Gebete, das in den Moscheen abgehalten wird und von dem wir bereits gesprochen haben. Große weiße Papier-

*) Mit diesem Namen bezeichnet man in Aegypten und in der Türkei jede Art von Lustbarkeit oder Vergnügen, sowohl bei Hochzeiten als auch bei sonstigen Festen, sobald mit denselben Musik, Gesang, Tanz und Beleuchtung verbunden sind.

laternen (Fanuhs), die oft mehrere Fuß hoch und breit sind, werden vorauf getragen, und die Gläubigen, denen sich unterwegs noch immer neue anschließen, gehen paarweise hinterher. Frauen, die bekanntlich überhaupt nur äußerst selten die Moscheen besuchen, fehlen natürlich auch hier, Knaben laufen dagegen in Menge nebenher. In der Regel sind auch einige Derwische dabei, halbnackt und mit fliegendem Haar, die schon unterwegs unaufhörlich Allah! Allah! murmeln und die später in der Moschee selbst in Verzückungen gerathen und sich oft geradezu wie Besessene geberden. Im Volk gelten sie für Heilige, und je wildere und tollere Sprünge und Faxen sie machen, je lauter sie schreien und brüllen, desto höher steigt ihr Ansehen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich aber wiederholen, daß ich, wenn ich mit gebildeten Türken über dies Derwisch-Unwesen gesprochen habe und meine Verwunderung ausdrückte, daß dergleichen noch geduldet würde, jedesmal eine und dieselbe Antwort erhielt, nämlich: der verständige Moslim verwerfe diese Art von Gottesverehrung, schon weil davon im Koran nichts stehe, und dieselbe sei überhaupt nur für die unteren Klassen berechnet.

Wir Europäer durften uns übrigens an jenem Abend noch weniger als sonst in eine Moschee hineinwagen, denn trotz aller Toleranz von oben und trotz des stets mehr und mehr in den höheren Kreisen hervortretenden Hinneigens zu abendländischer, d. h. christlicher Kultur und Sitte ist im eigentlichen aegyptischen

Volk der Fanatismus noch ebenso lebhaft wie früher, und wenn sie nicht wüßten, daß jeder, auch der leiseste Ausbruch desselben auf das strengste geahndet würde, so könnten wir Christen in Kairo gar nicht so sorglos und so guter Dinge dahinleben und umherspazieren, wie wir es eben thun.

Indeß hätte sich auch der Besuch einer Moschee gar nicht gelohnt, denn es sind immer dieselben einförmigen Ceremonien, von denen wir schon früher bei der Schilderung des Beiramfestes gesprochen haben, und auf dieselben noch einmal zurückzukommen, ist wirklich nicht der Mühe werth.

Gehen wir daher lieber auf die Terrasse, d. h. auf das platte Dach unseres Hauses, das noch dazu so hoch liegt, daß wir einen großen Theil von Kairo überschauen können. Der Anblick, der sich uns hier bietet, ist wirklich überaus schön und originell zugleich: ein recht orientalisches Bild.

Ueberall blitzt und flimmert es von Lampen und Laternen, oft sind sie halbkreisförmig oder auch in langen Reihen zusammengestellt, und am Eingang der vornehmeren Häuser hängen Glaskronleuchter mit brennenden Kerzen. Von der Musik schallt nur das Tambourin zu uns herauf und dann und wann ein verlorener Flötenton, aber wenn wir genau hinabhorchen, so vernehmen wir ein dumpfes Summen und Brausen, wie ferne Meeresbrandung; das sind die Stimmen der hunderttausend Menschen, die sämmtlich die Nacht des goldenen Tropfens feiern. Auch die Minarets sind

mit Lampen behängt, und wir erkennen deutlich auf der Galerie die dunkeln, weiß beturbanten Geſtalten der Mueddims, die zum Gebet rufen. Die Mondſichel ſteht als ächter türkiſcher Halbmond im Weſten und thut der Sternenpracht des Himmels keinen Eintrag; im Gegentheil, das weite Firmament erſcheint wie ein ungeheurer Spiegel, der die Lichter der Erde tauſendfältig zurückſtrahlt. Der kühle Nachtwind zieht durch die Palmenkronen, die von allen Seiten die weißen, würfelförmigen Häuſer überragen, und die ferne Wüſte mit ihren Pyramiden liegt wie ein lichtgelber Streifen am Horizont.

So wird in Kairo die erſte Nacht des ſteigenden Nils gefeiert, natürlich nur in der Einbildung, denn es dauert wenigſtens noch einen vollen Monat, bevor man wirklich ein Anſchwellen des Fluſſes bemerkt. In Ober-Aegypten ſteigt er allerdings ſehr ſchnell, aber das Waſſer wird durch große und kleine Kanäle meilenweit in die Landſchaft ſowohl des rechten wie des linken Ufers hineingeleitet, ſo daß der Zuwachs in Unter-Aegypten anfangs unmerklich iſt.

Trotzdem gehen ſehr Viele ſchon in den nächſten Tagen nach der Inſel Rhoda, wo ſich der uralte Nilmeſſer befindet, der bereits zur Zeit der Pharaonen gedient haben ſoll, was allerdings nicht verbürgt, aber immerhin möglich iſt, und was auch hier gar nicht ſo unglaublich erſcheint, da wir ja überall von vieltauſendjährigen Monumenten umgeben ſind. Am wahrſcheinlichſten iſt aber doch wohl die Annahme, die

auch von den meisten Alterthumsforschern getheilt wird, daß nur die hohe steinerne Säule des Nilmessers aus jener uralten Zeit stammt, und daß das brunnenähnliche Gebäude, in welchem die Säule steht, weit später gebaut wurde, obwohl auch dieses schon gegen anderthalbtausend Jahre alt sein mag. Hier in Aegypten rechnet man nach Jahrhunderten, wie bei uns in Europa nach Decennien.

Die Insel Rhoda selbst, die kaum eine halbe Stunde südlich von Kairo schmal und langgestreckt mitten im Nil liegt, der dort schon breiter ist, als z. B. der Rhein bei Köln, gehört unstreitig zu den schönsten Punkten in der ganzen Umgebung der alten Khalifenstadt; ja sie sucht vielleicht in ganz Aegypten ihres Gleichen. Die Lage der Insel ist nicht allein an sich schon wunderschön zwischen den beiden Palmenufern mit dem Blick auf Kairo, auf den Mokkatam mit der Citadelle und auf die Wüste mit den Pyramiden, sondern sie selbst prangt in einer Vegetationsfülle, die mit den reichsten Tropenlandschaften wetteifert. Sie war der Lieblingsaufenthalt Ibrahim Pascha's, des leider zu früh verstorbenen Sohnes Mohammed Ali's, und zugleich des Vaters des jetzigen Vicekönigs, und dies erklärt auch hinlänglich die prächtigen Anlagen und Anpflanzungen. Jetzt ist sie leider, wie so vieles Andere, verwahrlost und so gut wie vergessen. Der einst so herrliche Palast ist unbewohnt und verfallen, und die wenigen Wirthschaftsgebäude und sonstigen Häuser sind schmucklos und unschön und auch nur

von wenigen Menschen belebt — Alles ein trostloses Bild der Vergänglichkeit und des Unterganges. Aber wie zur Entschädigung und um den Gegensatz zwischen Menschenwerk und Gotteswerk recht hervorzuheben, steht der Garten in einer Blätter- und Blüthenpracht, die namentlich hier zu Lande, wo die Vegetation im Ganzen arm und einförmig ist, Staunen erregt, und an der man sich wirklich nicht satt sehen kann. Es ist allerdings eine Wildniß, ein Stückchen brasilischer Urwald en miniature, aber der Botaniker könnte hier die lehrreichsten Studien machen. Bäume, Gesträuche und Pflanzen — Alles drängt sich durch und über einander und ist zu einem Dickicht zusammengewachsen: Dattel- und Fächerpalmen, Oleander und Jasmin, Bananen, Aloen und Kaktusfeigen, Bambusrohr und Tamarisken, sogar Kaffee- und Johannisbrodbäume; weiterhin Myrtenhecken und Orangen- und Citronenbäume in Fülle, und hoch darüber gewaltige Sykomoren und Nilakazien mit ihrem dunkeln, immergrünen Schattendach. Alles duftet und blüht in den mannigfaltigsten Farben und Formen, und Schlinggewächse aller Art ranken an den Stämmen hinauf. Auch Weinanpflanzungen liebte der Pascha und ließ breite Gelände anlegen, die einst schöne, schattige Gänge gebildet haben mögen, jetzt aber zerfallen und verwildert sind. Die Wege waren früher, nach Sitte der orientalischen Gartenkunst, mit bunten Kieseln arabeskenartig ausgelegt, eine kostbare Mosaik und doppelt kostbar, weil man die Steinchen von den Inseln des

Mittelmeeres in Schiffsladungen kommen lassen mußte — jetzt ist Alles zertreten und in den Boden gesunken, nur an einzelnen abgelegenen Stellen sieht man noch die hübschen, sorgfältig ausgeführten Figuren, ein Ueberbleibsel der einstigen Herrlichkeit. Auch die großen kostbaren Marmorplatten, mit denen die Terrassen des Lustschlosses gepflastert sind, haben kein besseres Schicksal gehabt, die meisten sind aus den Fugen gewichen und zerbrochen. Durch die erblindeten und vielfach zertrümmerten Fensterscheiben kann man das Innere einzelner Säle betrachten, das vergoldete Holzgetäfel der Decken und Thürme und die in Fetzen herabhängenden seidenen Stoffe, welche einst die Wände bekleideten. Alles dahin und zerstört und dem gänzlichen Ruin verfallen! Aber die Rosenbeete, welche die Marmorbassins umgeben, in denen freilich längst kein Wasserstrahl mehr emporsteigt, sind eher schöner und voller geworden (die Rose ist bekanntlich das Schoßkind der orientalischen Pflanzenwelt), und man könnte aus diesen rothen, weißen und gelben Centifolien Sträuße binden, um eine Königin zu begrüßen.

Fast wehmüthig verlassen wir den Park und lassen uns von den zwei dunkelbraunen Araberknaben, die sich uns als Führer aufgedrängt haben, den sogenannten „Mosesbaum" zeigen, eine uralte Sykomore, unter welcher, der Sage nach, das Körbchen im Schilf mit dem ausgesetzten Moseskinde gestanden haben soll. Der ungeheure, halbverwitterte und doch noch immergrüne Baum steht hart am Wasser, und wir sind ganz in

der Stimmung, der freundlichen Legende Glauben zu ſchenken — ähnlich wie beim „Marienbaum“ von Heliopolis, der uns ebenfalls in der Nähe von Kairo gezeigt wird, und unter welchem die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten geraſtet haben ſoll.

Ganz an der ſüdlichen Spitze der Inſel liegt der Nilmeſſer, deſſen wir bereits oben erwähnten, und wir werden hier ſofort proſaiſcher geſtimmt, denn wir müſſen an mehrere große und ſchwere Holzthore klopfen, die uns erſt nach Erlegung eines Trinkgeldes (des landesüblichen „Bakſchiſch“, der uns überall verfolgt) geöffnet werden. Aber noch iſt in dem circa 40 Fuß tiefen Schachte, in welchem die ſteinerne Säule ſteht, und in deſſen Wände die Maße nach Ellen, Fußen und Zollen eingegraben ſind, nichts zu ſehen als tief unten der ruhige blanke Waſſerſpiegel, der mit dem Niveau des Fluſſes übereinſtimmt. Im vorigen Jahre waren wir zu Anfang des Oktobers an eben dieſer Stelle und wir konnten faſt das Waſſer mit der Hand erreichen: der Nil war 36 Fuß geſtiegen. Hier am Nilmeſſer wohnt auch der Aufſeher, der „Munadi“, der das Steigen und Fallen des Fluſſes genau kontrolirt und täglich die Ausrufer in die Stadt ſchicken muß, die alsdann durch die Straßen von Kairo ziehen und unter Gebet und Geſang den jedesmaligen Waſſerſtand verkünden. „Allah iſt groß und Mohammed iſt ſein Prophet! Allah hat die Felder geſegnet. Fünf (oder ſechs, acht) Zoll heute! Der Herr iſt uns gnädig geweſen!“ Die Knaben,

welche den Ausrufer begleiten, tragen Blumensträuße an langen Stäben und erhalten von manchem Vorübergehenden und auch von den verschiedenen Hausbewohnern eine kleine Gabe. Leider ist diese hübsche und ächtnationale Sitte so gut wie abgekommen, wie so mancher andere sinnige, alte Gebrauch, den die mehr und mehr um sich greifende moderne Civilisation verdrängt und in den Winkel geworfen hat. Gewiß ist es etwas Schönes und Erfreuliches um die Civilisation, vorzüglich um die christliche (strenggenommen gibt es überhaupt keine andere), und dem jetzigen Vicekönig bleibt das Verdienst, derselben in seinem Lande, wenn auch vielfach in sehr zweideutiger Weise, Bahn gebrochen zu haben; aber das Alte, wenn es gut und erfreulich ist, deßhalb über Bord werfen oder verleugnen, ist weder rathsam noch verständig, vorzüglich wenn man Anderes noch bestehen läßt, das weit eher beseitigt und unterdrückt zu werden verdiente.

Eine andere uralte und schöne Sitte, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, hat sich dagegen in Aegypten bis auf diesen Tag in ihrem vollen Umfange erhalten. Es sind dies die öffentlichen Wasserspenden aller Art, an denen namentlich Kairo sehr reich ist.

Wohl mehr als in irgend einem anderen Lande der Welt ist in Aegypten das Wasser das eigentliche Lebenselement, und ein altes arabisches Sprichwort sagt: erst Wasser und dann Brod. Das Wasser ist das Bild des Regens und der Fruchtbarkeit, und wo

das Wasser fehlt, ist öde, todte Wüste. Wir Europäer, die wir aus unserer fluß- und quellenreichen Heimat mit ihren Gewitterregen und Wolkenbrüchen hierher kommen, begreifen dies anfangs nicht; aber ein einziger Sommermonat unter dem afrikanischen Himmel läßt uns dies alsbald verstehen.

Es gibt nämlich nur einen Fluß in Aegypten, den Nil, der ohne allen und jeden Nebenfluß das Land von Süden nach Norden durchströmt. Regen ist ferner in den meisten Gegenden so gut wie unbekannt, und die heiße, trockene Wüste bildet zu beiden Seiten die Grenze. Die Karawanen, die Hunderte von Meilen weit nach Westen und Osten ziehen, versorgen sich an den Ufern des Nils mit dem nöthigen Wasser, und wehe, wenn es ihnen ausgeht, bevor sie das Ziel ihrer mühevollen Reise erreicht haben. Der gewaltige Strom rollt für Alle seine Wogen, und der Aermste schöpft das köstliche Naß umsonst und so viel er will; aber in der glühenden Wüstenferne würde der Verdürstende einen einzigen Becher davon gern mit Gold aufwägen. Deshalb ist in Aegypten das Wasser das Symbol des Lebens, und wer seinem Nächsten einen frischen Trunk reicht, thut ein Werk der Menschenliebe. „Ein Glas Wasser wiegt schwerer als ein Goldstück," sagt der Beduine der Wüste.

Aus diesem Grunde haben die Reichen in Kairo und in anderen Städten von jeher öffentliche Brunnen gebaut und, wie die Inschriften der meisten besagen, dem Volke zum ewigen Geschenk gemacht. Diese Brun-

nen sind fast immer ansehnliche und oft wahrhaft prächtige Gebäude. Vergoldung, Marmor und Malereien sind an ihnen verschwendet, und Jeder, und sei es der zerlumpteste Bettler, darf eintreten, seinen Durst löschen und sich auf den Bänken, oder den Matten des kühlen Hofraumes ausruhen. Die „Sebihls", wie man diese Brunnenhäuser nennt, werden fast einer Moschee gleich geachtet, und wie dort um zu beten, so tritt hier Jeder ein, um zu trinken. Der Scheich, vor dem sich Alle verneigen, nimmt den Becher aus der Hand des Kameeltreibers und giebt ihn dem Effendi, oder dem Eseljungen, wie es gerade kommt, und wenn ein Pascha auf seinem mit Sammt und Goldstickereien bedeckten Pferde vorüberreitet und ihn zufällig dürstet, so steigt er ab und thut wie die Andern.

Durch alle Straßen von Kairo ziehen außerdem die Wasserverkäufer unter unaufhörlichem Geklapper ihrer zwei Trinkschalen von spiegelblankem Messing; man hört sie sogar mitten in der Nacht, denn da viele Tausende, Dank dem milden, ewig heiteren Himmel, draußen im Freien schlafen, so thut Mancher wohl gern einen frischen Trunk und vertröstet vermuthlich mit der Bezahlung auf morgen.

Im Kleinen — und auch das ist eine hübsche, weitverbreitete Sitte — kann man sich übrigens das Vergnügen machen, die reichen Stifter der öffentlichen Brunnen nachzuahmen. Man winkt, wenn man draußen vor der Thür seines Hauses sitzt, was z. B. bei mir, der ich mitten in der Muskih, dem belebte-

sten Theil von ganz Kairo, wohne, fast täglich der Fall ist*) . . . man winkt einen Wasserverkäufer herbei und bedeutet ihm, gratis auszuschenken. Sofort stellt er sich in Positur und singt mit lauter Stimme den üblichen Spruch: „Sebihl atschahn lil Allah" u. s. w. „Kommt Alle herbei und trinkt hier umsonst, Allah gibt es euch durch mich und durch diesen hohen gnädigen Gebieter und Herrn." Sofort strömt es von allen Seiten herbei: Männer und Frauen, Greise und Kinder, schwarze Sklaven und braune Berberiner, kurz, fast Jeder, welcher zufällig vorübergeht, hält an und benutzt die Gelegenheit, sich zu erquicken. Dabei singt der brave Mann ununterbrochen: „Sebihl atschahn" . . . . Das große thönerne Wassergefäß trägt er auf dem Rücken und aus dem langen Halse desselben läßt er mit vorgebogenem Körper den klaren Strahl geschickt, und ohne einen Tropfen zu verschütten, in die messingenen Trinkschalen fallen, die er dann nach rechts und links kredenzt und immer von Neuem füllt und immer wieder kredenzt: „Sebihl atschahn". Wenn er fertig ist, d. h. wenn er alles Wasser ausgeschenkt hat, wendet er sich feierlich zu

*) Ganz speciell ist in dieser Beziehung das Haus des Buchhändlers Kauffmann zu empfehlen, das zu solchen Beobachtungen sehr günstig liegt. Unzählige Male habe ich selbst dort gesessen, so namentlich in den Nachmittagsstunden, und das bunte, vielbewegte, aus tausenderlei interessanten Einzelnheiten zusammengesetzte und dabei stets neue Leben und Treiben an mir vorüberziehen lassen.

uns, gießt die letzten Tropfen wie eine Libation vor uns aus und singt dazu wieder einen arabischen Spruch, ungefähr des Inhalts: „So wie Du jene da durch mich hast erquicken lassen, so möge Allah Dich auch erquicken; Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet!“ Alsdann empfängt er seinen Lohn: einen Piaster Tarif, ungefähr zwei Silbergroschen; der Spaß mithin, durch welchen man hier in Kairo, wo doch sonst Alles so theuer ist, auf eine Viertelstunde den großen Herrn spielen kann, ist sehr billig. Nur muß man sich in Acht nehmen, dies nicht zu oft zu thun, denn sonst wird man zu sehr bekannt, und es kommen ihrer drei, vier und mehr Wasserverkäufer und stellen sich in Reih und Glied und beginnen dreist ihr „Sebihl atschahn“, so laut und lärmend, daß fast ein Auflauf in der Straße entsteht. Da muß man sie alsdann mit einem energischen „Ruch min henne!“ (Pack' dich!) vertreiben und, wenn es Noth thut, sogar zum Palmenstock greifen, um sich ihrer zu erwehren; doch auch das lassen sie sich gefallen und ziehen ab mit wiederholtem „Salahm alekum“, sind aber gewiß morgen wieder da, um ihre Dienste von Neuem anzubieten.

Das aber muß man sagen und kann es nicht genug wiederholen: das Nilwasser ist köstlich, so köstlich wie wohl kein anderes Wasser der Welt. Ich wenigstens habe bei keinem anderen Trinkwasser in Europa den Ausdruck „Süßwasser“ so bezeichnend gefunden wie bei dem Nilwasser, denn es hat wirklich einen

leisen süßlichen Geschmack, wie wenn sich ein Stückchen Zucker durch irgend einen Zufall in die Karaffe verirrt hätte. Sie wissen aber auch in Aegypten das Wasser sehr geschickt zu behandeln, um es in seiner ganzen Vortrefflichkeit zu verwerthen. Man filtrirt es in tonnengroßen irdenen Gefäßen und füllt es alsdann in „Gullen" zum täglichen Gebrauch. Von diesen Gullen oder Garguletten haben wir schon oft gesprochen; sie werden in Ober-Aegypten zu Hunderttausenden, ja zu Millionen verfertigt und sind im ganzen Lande bis zu den kleinsten entlegensten Dörfern verbreitet.*) Ohne Gullen ist gar kein aegyptischer Haushalt denkbar, vom viceköniglichen an bis zu demjenigen des ärmsten Fellah's. Natürlich sind dieselben von verschiedener Güte, und die besten, die übrigens auch nur wenige Piaster kosten, sind dünn wie Papier, was die Verdunstung um so schneller bewirkt. Sie dürfen bei keiner Mahlzeit fehlen (ohnehin trinkt der

*) Der Transport dieser Gefäße geschieht auf dem Nil und in sehr origineller Weise. Man bindet nämlich viele hundert der größten mit Bast aus Palmenfasern zusammen, die Oeffnung natürlich nach oben, und beladet dann dieses improvisirte Floß mit den kleineren Gullen, oft bis zu einer Höhe von 10 und 12 Fuß. Zwei braune Araber, „in leichtester Gewandung", steigen hinauf, nehmen ihr bischen Proviant mit, Durrahfladen und getrocknete Datteln, und treiben nun getrost mit ihrer gebrechlichen Waare den Nil hinab. Von Kenneh, dem Hauptfabrikationsplatze, bis Kairo sind gut 150 geographische Meilen.

Aegypter bei Tische nur Wasser) und für den neu angekommenen Fremden bilden sie durch ihr unscheinbares Aeußere auf einer eleganten, nach europäischer Art gedeckten Tafel einen eigenthümlichen Kontrast; in den Häusern der Reichen und Vornehmen versieht man sie daher mit silbernen oder goldenen Stöpseln in Form kleiner Zuckerhüte, die oft wunderschön gearbeitet und sogar manchmal mit Edelsteinen besetzt sind, und stellt sie, um das durchsickernde Wasser nicht auf den Tisch fließen zu lassen, auf feine Porzellanschüsseln oder auch in japanische oder chinesische Schalen. Die Gulle bleibt dabei immer dieselbe, und wenn Abends in der Wüste die Karawane hält und die Zelte für die nächtliche Rast aufgeschlagen werden, ist sie der Trost und das Heil der halbverschmachteten Pilger. In den großen zentnerschweren Behältern aus Eisenblech, welche die geduldigen Kameele während eines zwölfstündigen Marsches getragen, ist das Wasser bei der furchtbaren Hitze des Tages brühwarm und mithin so gut wie ungenießbar geworden; man schöpft es nun rasch in die Gullen, die man auf irgend einer kleinen Erhöhung dem Abendwinde aussetzt, der stets nach Sonnenuntergang durch die Wüste zieht .... nach kaum einer Viertelstunde ist das Wasser eiskühl geworden, ein Labsal, eine Gottesgabe, die alle Mühseligkeiten und Entbehrungen der Reise momentan vergessen läßt. —

Mit dem Steigen des Flusses wird allerdings das Wasser trübe und schlammig und bedarf alsdann noch

größerer Sorgfalt, um es trinkbar zu machen; aber seine köstlichen Eigenschaften behält es trotzdem, denn der Schlamm, den der Nil massenhaft mit sich führt und beim Austritt auf allen Feldern zurückläßt, ist ja eben der große, unschätzbare Segen des Landes.

So steigt und steigt der Fluß höher und höher, etwa drei Monate lang, und in seinem höchsten Stadium, wo er 16 bis 18 Ellen zugenommen hat, ist fast ganz Aegypten eine einzige unabsehbare spiegelblanke Wasserfläche, aus welcher die Dörfer mit ihren Palmbäumen wie Inseln, und die Dämme, die zur Kommunikation dienen, wie schwarze Bänder hervorragen. Und dazwischen wälzt der wenigstens dreimal so breit gewordene Strom seine ungeheuren Wassermassen unaufhaltsam dem Meere zu.

Von Kairo selbst ist Anfangs der steigende Nil durch einen hohen Damm abgesperrt, der erst durchstochen wird, wenn der Fluß eine bestimmte Höhe erreicht hat, worauf sich alsdann das Wasser durch große und kleine Kanäle in der ganzen Stadt verbreitet. Mit diesem Dammdurchstich, der stets Anfang August stattfindet, ist ein großartiges Volksfest verbunden, das so reich ist an den buntesten, ächt orientalischen Eigenthümlichkeiten, daß wir es durchaus in einem besonderen Artikel schildern müssen.

VI.

Der Durchſtich des Nildammes bei Kairo.

Der Nil iſt in den letzten ſechs Wochen ſehr hoch geſtiegen, und die Ufer oberhalb Kairo ſind zu beiden Seiten weit überſchwemmt.

Der Munadi (der Nilrufer), den wir bereits kennen, hat vor einigen Tagen zwölf und dreizehn Ellen ausrufen laſſen, und nun rüſtet man ſich auch in Kairo, das lang erſehnte Waſſer zu empfangen. Denn bis dahin iſt die Stadt ſelbſt noch durch einen breiten und hohen Damm von den Fluthen abgeſperrt geblieben, und der endliche Durchſtich dieſes Dammes (der ſogenannte „Nilſchnitt") iſt mit einem ebenſo großartigen wie intereſſanten Volksfeſte verbunden, das wir heute zu ſchildern verſuchen wollen.

Ein tiefer und ziemlich breiter Kanal zieht ſich nämlich von Süden nach Norden durch die ganze Stadt und theilt dieſelbe in zwei ungefähr gleiche Hälften; ſüdlich beginnt er der Inſel Rhoda gegenüber und mündet nördlich in die Ebene unterhalb Kairo, wo er ſogar noch einen Theil der nahen Wüſte bewäſſert. Dieſer Kanal liegt um beinahe 2 Meter höher als das

gewöhnliche Niveau des Nils, so daß er im Sommer ganz austrocknet, was für die Anwohner wegen der darnach entstehenden Miasmen, von denen leider die Khalifenstadt ohnehin schon sehr heimgesucht wird, überaus lästig ist. Mit um so größerer Freude begrüßt man daher das tägliche Steigen des Flusses, und Viele pilgern schon wochenlang vorher hinaus, um nach der Wasserhöhe an der äußeren Wand des Dammes die baldige Erlösung zu berechnen.

Dicht vor dem Damme wurde bis vor einigen Jahren noch immer ein kegelförmiger Berg aufgeführt, der mitten im Wasser stand und auf den sich die folgende Legende bezieht: Die alten Aegypter pflegten alljährlich dem Nilgotte, um ihn günstig zu stimmen, damit er seine Wasser recht hoch steigen lasse, eine Jungfrau zu opfern, die an einem gewissen Tage, wenn sich die ersten Symptome des Anschwellens zeigten, unter großen Feierlichkeiten und in Gegenwart des gesammten Volkes von jenem eigens dazu erbauten Erdhügel in den Fluß geworfen wurde und dort ertrank. Monate vorher wählten die Priester die Jungfrau unter den schönsten Mädchen des Landes aus, und die Eltern fühlten sich hoch geehrt durch die Wahl. Das Opfer wurde alsdann in sicheren Gewahrsam gebracht und erschien am festlichen Tage in bunten Gewändern und blumengeschmuckt und starb als „Nilbraut" den heiligen Tod. Erst mit der Eroberung Aegypten's durch die Araber, um die Mitte des VII. Jahrhunderts, hörte dieser heidnische Kult auf, und

der bedeutendste neuere arabische Geschichtsschreiber Makrisi, der zu Anfang des XIV. Jahrhunderts starb, gibt darüber nähere Auskunft. Als nämlich der siegreiche Amru das Land in Besitz genommen hatte und von der Nilbraut hörte, deren Jahrestag gerade herannahte, verbot er das Fest und ließ die Jungfrau in Freiheit setzen. Nach anderen Ueberlieferungen hätte er sie sogar zu seiner Gemahlin gemacht. Aber das Volk war darüber unzufrieden und klagte, nun würde der Fluß nicht steigen und eine Hungersnoth hereinbrechen. Amru meldete dies dem Khalifen Omar und bat um Verhaltungsmaßregeln. Der Khalif billigte die Handlungsweise seines Feldherrn und sandte ihm einen Brief mit dem Befehl, denselben in den Nil zu werfen. In diesem Briefe stand geschrieben: „Omar, Beherrscher der Gläubigen, an den Nil. Wenn du von dir selbst steigest, so steige nicht; wenn aber der allmächtige Gott dich steigen macht, so flehen wir ihn an, dich auch in diesem Jahre steigen zu lassen.“*) Kaum war der Brief in den Fluß geworfen, als derselbe vor Aller Augen zu steigen begann und schon nach wenig Wochen eine Höhe von sechszehn Ellen

*) Immerhin ein verständigeres Wort als jenes andere, das gleichfalls dem Khalifen Omar zugeschrieben wird und das sich auf die Zerstörung der alexandrinischen Bibliothek bezieht: „Entweder steht Alles (was die Bibliothek enthält) schon im Koran und dann ist es überflüßig, oder es steht nicht im Koran und dann ist es schlecht und verderblich. Werft es daher, so wie so, in die Flammen.“

erreicht hatte. Jetzt ist von diesem Jungfrauenopfer nur noch eine Puppe übrig geblieben, wie wir weiter unten sehen werden.

Ist nun endlich der Tag des Dammdurchstichs gekommen, so rüstet sich Alles und namentlich die große Masse des eigentlichen Volkes, um das Fest feierlich zu begehen. Schon einige Tage vorher werden am Ufer des Flusses, der Insel Rhoda gegenüber, Zelte und Buden aufgeschlagen, und am Vorabend sieht die dortige Gegend aus wie ein großer Jahrmarkt. Seltsam genug bestehen die meisten Waaren jener Buden aus Zuckerwerk und ähnlichen Näschereien, und es ist unglaublich, was für Massen davon bei solchen Gelegenheiten verspeist werden. Die Araber lieben, vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk der Welt, das Süße, gleichviel unter welcher Form, wie ihnen überhaupt ein unaufhörliches Naschen so zur Gewohnheit geworden ist, daß man sie fast immer etwas essen sieht. Rothe Zuckerfiguren aller Art sind am beliebtesten, und jede dritte Bude ist von oben bis unten damit angefüllt. Männer und Frauen, Pferde, Esel, Kameele und Elephanten, Obelisken und Pyramiden, aber auch Vasen, Schalen und hundert andere Gegenstände von rothem Zuckerguß stehen in Reih' und Glied und werden unter Gesang und Zuruf, natürlich stets mit „Allah!" untermischt, feilgeboten. Wir kauften allerlei Kleinigkeiten und trugen sie in den Wagen zu unseren Damen, die aus Furcht vor dem Gedränge nicht aussteigen wollten; aber wir vergaßen auch dabei

die Kinder nicht, die uns jedesmal sehnsüchtig anschauten, wenn wir vor einer Bude stehen blieben. So ein kleines, nacktbeiniges, dunkelbraunes Bürschchen, im zerrissenen blauen Baumwollenhemdchen und der grauen Filzkappe, hat wirklich etwas überaus komisch Rührendes in seiner Natureinfalt, und die mit buntem Flitterwerk ausstaffirte Boutique erscheint ihm wie ein Eldorado. Die Mädchen tragen noch ein Läppchen auf dem Kopf, das ihnen als Schleier dient, sonst ist ihr Kostüm, das man sich nicht ärmlich genug vorstellen kann, um nichts anders wie das der Knaben. Aber über das Schauen und Bewundern kommen sie nicht hinaus, und der Gedanke nach dem Besitz dieser Herrlichkeiten taucht wohl schwerlich in ihnen auf. Man denke sich nun die Freude, als wir nach rechts und links auszutheilen anfingen, Elephanten, Kameele u. s. w. Zehn, zwanzig braune Händchen streckten sich schreiend aus, und der Verkäufer, ein verschmitzter Araber, verlangte sofort den doppelten Preis. Monsieur le bey! Monsieur le Pacha! riefen sie von allen Seiten, und wir konnten uns des Andranges kaum erwehren. Wir zahlten schnell und flüchteten uns noch schneller in den Wagen, denn in der nächsten Minute wären wir erdrückt worden.

Die Hauptallee war zu beiden Seiten mit brennenden Kienfackeln erleuchtet, und für die Wagen, die dicht hinter einander im Schritt fuhren, war die Mitte des Weges frei gelassen; sonst hätte man leicht im Gedränge stecken bleiben können. Man sah nichts

wie ein Meer von rothen und weißen Turbanen und dunklen Kaftanen, hier und da wohl ein reicheres, hellfarbiges türkisches Kostüm, das aber in der Menge verschwand. Es war eben ein Volksfest, und die vornehme Welt war zu Wagen oder auch zu Pferde und zu Esel, und unter den Reitern bemerkten wir manchen prächtig gekleideten Türken. Unser Rendezvous war ein großes Zelt vor der Brücke, die auf den Damm führte; dort erwartete uns eine befreundete deutsche Familie, die uns zu einer „Fantasia" eingeladen hatte. Der Leser weiß bereits, was dies Wort bedeutet, aber diesmal war es eine Fantasia ganz eigener Art und zwar auf dem Nil selbst.

In früheren Zeiten, und noch unter Said Pascha, war es nämlich eine allgemeine Sitte, die Nacht vor dem „Nilschnitt" auf dem Flusse zuzubringen, und zwar auf dem schmaleren Nilarm zwischen Kairo und der Insel Rhoda, wo die Strömung bei weitem nicht so stark ist, als auf der andern Seite. Hunderte von großen und kleinen Barken fuhren alsdann dort auf und ab, alle erleuchtet, mit Flaggen und Fahnen geschmückt, und voll Musik und heiterer Gesellschaft. Der Vicekönig selbst befand sich mit den Prinzen auf einem prächtigen Dampfer, und die Paschas und die übrigen Großen suchten bei dieser Gelegenheit einer den andern an Glanz und Aufwand zu überbieten. Der jetzige Khedive hat, so viel ich weiß, dies Fest nie mitgemacht, was auch die hohen Staatsbeamten veranlaßte, sich zurückzuziehen, so daß sich jetzt die

nächtliche Wasserfahrt auf einige zwanzig Barken reducirt, die meistens von Fremden gemiethet werden. Hübsch war die Partie trotzdem, und wir amüsirten uns vortrefflich. Unser Wirth, ein angesehener, in Kairo etablirter deutscher Kaufmann, hatte noch andere Gäste geladen, Herren und Damen und sämmtlich Landsleute, und die Heiterkeit war allgemein. Das Hinterdeck, über das ein luftiges Zelt gespannt war, bildete einen geräumigen Salon, in welchem man sogar, wie einige junge Herren aus der Gesellschaft bemerkten, sehr gut ein Tänzchen hätte aufführen können, und in der Mitte stand eine glänzend erleuchtete Tafel, auf welcher natürlich, nach guter germanischer Sitte, die Bowle nicht fehlte. Nach vorn, um doch auch dem Orient gerecht zu werden, saßen ein Paar arabische Musikanten mit Tarabucca und Flöte, und ein Paar andere Wüstensöhne, die arabische Lieder sangen .... vielleicht nicht sehr harmonisch, aber diese Musik gehört einmal dazu. Am Mast und am Tauwerk hingen rothe Papierlaternen und bunte Fahnen, unter ihnen sogar die große grüne Fahne des Propheten mit dem weißen hineingestickten Allah akbahr. Zwei braune Matrosen dirigirten das Segel, und wir fuhren, wenn auch wegen des schwachen Windes nur langsam, so doch stattlich auf und ab. Andere Barken, wie die unsrige erleuchtet und geschmückt und gleichfalls von einer heiteren Gesellschaft belebt, begegneten uns, und auf manchem Verdeck bemerkten wir Freunde und Bekannte, die herzlich begrüßt wurden.

Unsere volle Bewunderung erregte aber ein großes Fahrzeug, das dicht in der Nähe des Dammes vor Anker lag und das sich in Wahrheit wunderschön ausnahm. Alle seine kreuz und quer laufenden Taue, bis zur Mastspitze hinauf, waren mit unzähligen Lampen behängt, und größere Laternen bildeten rings um den Bord herum einen breiten Feuerstreifen. Prächtige rothe Fahnen mit dem weißen Halbmond und dem Stern wehten am Bugspriet, und am Spiegel und vom Maste flatterten lange Wimpel fast bis in das Wasser hinab. Das Orchester des vicekönigliehen Leibregiments, das mit jedem europäischen wetteifern kann, spielte rauschende Weisen, und das ganze Verdeck wimmelte von bunten Uniformen und türkischen Kostümen. Dies Fahrzeug war das „Nilschiff", eine Erinnerung an die obenerwähnte Legende. Als wir uns dem Schiffe näherten, bemerkten wir deutlich, mitten auf dem Verdeck und an den Mast gelehnt, eine weibliche Figur in natürlicher Größe und in phantastischer Kleidung, mit Blumen im Haar und von grünem Laubwerk umgeben: die Nilbraut — glücklicher Weise nur eine Puppe und keine lebendige Jungfrau. Von Zeit zu Zeit ließ man auf dem Nilschiffe Raketen und Leuchtkugeln steigen, und unser Wirth erinnerte sich, daß auch wir Feuerwerk an Bord hatten. Es schien als hätte man nur auf eine Losung gewartet, denn nach wenigen Minuten fuhren von allen Barken feurige Schlangen auf, die sich hoch oben am Himmel in einen sprühenden Funkenregen

verwandelten, oder in blendendhelle blaue, rothe und grüne Sterne auflösten. Und doch konnte unser kleines Feuerwerk auf dem Flusse keinen Vergleich aushalten mit demjenigen, das schon seit ungefähr einer vollen Stunde auf dem Lande abgebrannt wurde. Dort jagte immer ein Raketenbündel das andere, riesengroße Sonnenräder von wenigstens zehn, zwölf Fuß Durchmesser und auf zwanzig Fuß hohen Gerüsten, prasselten von allen Seiten, und die halbnackte Straßenjugend von Kairo tummelte sich lustig in dem dichten Funkenregen und glich so kleinen dämonischen Gestalten — eine Unsitte, die hier zu Lande bei jedem Feuerwerk stattfindet, und der die Polizei noch immer nicht gesteuert hat. Wenn dann das Flammen- oder Lichtermeer erloschen und für einige Minuten die Dunkelheit wieder eingetreten war, loderten plötzlich bengalische Feuer auf, und das ganze Ufer stand magisch verklärt in rothem oder blauem Lichte, so blendendhell, daß wir in weiter Entfernung sogar die Menschen erkennen konnten, die auf die hohen Palmenbäume geklettert waren, um von dort besser zu sehen. Auf der Insel Rhoda stand eine Batterie, deren Geschütze von Zeit zu Zeit einen lufterschütternden Schuß über den Nil sandten, und von der fernen Citadelle dröhnte gleichfalls dumpfer Kanonendonner herüber. Dazu eine milde, balsamische Nacht und ein prächtig funkelnder Sternenhimmel, und um das märchenhafte Bild zu vollenden, leuchtete im Westen hinter den Palmenreihen des jenseitigen Ufers das erste Mondviertel,

deſſen ſilberne Sichel gerade über den Pyramiden ſtand, deren gigantiſche Dreiecke ſich wie ſcharfe ſchwarze Schatten am Horizont abzeichneten.

Unter ſo bewandten Umſtänden wird es der Leſer, und zumal ein deutſcher Leſer, gewiß begreiflich finden, daß die Bowle, als ſie geleert war, durch eine zweite erſetzt wurde, und daß wir durch häufiges Anſtoßen und damit verbundenes Hurrahrufen (wir ließen Deutſchland, den Rhein, die dortigen Verwandten und Freunde und Gott weiß was ſonſt noch Alles leben) die Aufmerkſamkeit der benachbarten Barken auf uns zogen, die ſich noch bedeutend ſteigerte, als Einer aus unſerer Geſellſchaft das Lied anſtimmte: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben!“ das wir aus vollem Herzen und notabene bei vollen Gläſern mitſangen. Das deutſche Rheinweinlied auf dem Nil! Auch ſo übel nicht; im Gegentheil, vielwillkommen als Heimathsgruß aus der Ferne. Auf dem Nilſchiffe ſpielte das Orcheſter gerade in demſelben Moment die „ſchönſten“ Stücke aus der Fille de Madame Angot . . . . da waren wir auf unſerer Barke doch beſſer daran. Erſt ſpät trennten wir uns, oder richtiger früh, denn es war bereits lange nach Mitternacht, als wir durch das Menſchengedränge, das eher zu- als abgenommen zu haben ſchien, nach Hauſe fuhren. Beim Abſchied hatten wir uns ein Wiederſehen auf den nächſten Morgen zugerufen, um dem eigentlichen Nilſchnitt beizuwohnen.

Am anderen Tage galt es, früh bei der Hand zu

sein, denn das Fest beginnt schon mit Sonnenaufgang; aber die eigentliche Ceremonie wird stets um einige Stunden hinausgeschoben, da die hohen und vornehmen Herrschaften wie überall in der Welt, aber im Orient noch mehr als anderswo, immer sehr lange auf sich warten lassen. Für das Volk, das die ganze Nacht auf dem Festschauplatze zubringt, ist dies ohnehin einerlei, man bleibt nur länger in den Kaffeebuden und in den Speisezelten, oder wo man sich sonst gerade aufhält, und Tausende lagern am abschüssigen Ufer des Flusses und rauchen und schwatzen, trinken Scherbet oder Limonen- und Rosinenwasser und essen Trauben, Melonen und Kaktus-Feigen, denn unaufhörlich wandern die Getränk- und Obstverkäufer umher und preisen unter ohrbetäubendem Geklapper, Geklingel und Geschrei ihre Waaren an.

Ein großer, freier Platz, rechts von der Brücke und dicht vor dem Damm, ist abgesperrt und nur für die geladenen Gäste bestimmt, für welche eine Reihe von Zelten aufgeschlagen ist. Diese Zelte, deren jedes so groß ist wie ein geräumiger Tanzsaal, bestehen aus den prächtigsten gestickten Decken und Geweben, wie man dergleichen nur im Orient bei festlichen Gelegenheiten sieht. Das schöne und immer gleich heitere Wetter, bei welchem ein Regenguß, wenigstens in dieser Jahreszeit, zu den Unmöglichkeiten gehört, gestattet überhaupt die Verwendung so reicher, kostbarer Stoffe, wie man sie bei uns höchstens auf den Bühnen der großen Opernhäuser findet. Aus dem nächstgelegenen

vicekönigliche Schlosse (Se. Hoheit hat deren ein halbes Dutzend in und um Kairo) holt man die feinsten Divane, Sophas und Sessel und möblirt damit jedes Zelt zu einem eleganten Pariser Salon, und die Teppiche, welche den Boden bedecken, gehören zu den schönsten Arbeiten aus Smyrna und Konstantinopel.

Nach hinten, d. h. nach dem Damme und dem bis jetzt noch wasserlosen Kanal zu, waren die Zelte offen und mit einer erhöhten Brustwehr versehen, von wo aus man das ganze Schauspiel des Nilschnitts überblicken konnte. Das mittelste und prächtigste Zelt war für den Vicekönig, für die Prinzen, die Minister und übrigen hohen Staatsbeamten bestimmt; die vergoldeten Sessel und Divane waren alle mit dem kostbarsten weißen Atlas überzogen, und große faltenreiche Portièren von rothem Sammt mit Goldstickerei bildeten eine Art von Baldachin. Wir, die wir nicht zu jenen allerhöchsten Herrschaften gehörten, begaben uns in das sogenannte Konsulatszelt, das freilich bei Weitem nicht so brillant war, wie das vicekönigliche, aber trotzdem sehr vornehm aussah, denn die auswärtigen Konsuln sind in Aegypten hohe Respektspersonen, und der deutsche ist wahrlich nicht der letzte unter ihnen.

Wir fanden dort bereits die Freunde vom gestrigen Abend und auch sonst noch eine Menge Herren und Damen. Einige Effendis machten sehr aufmerksam die Honneurs, boten uns Sessel und Stühle an, und auf ihren Wink erschienen mehrere äußerst sauber gekleidete, beturbante braune Diener, die uns Kaffee und Ciga-

retten präsentirten. Aus dem vicekönigliehen Zelte kam bald darauf ein goldgestickter und ordenbehängter Ceremonienmeister, um uns noch einmal, und zwar so gut er konnte, auf französisch zu begrüßen und nach orientalischer Sitte nach unseren Wünschen zu fragen und uns zu bitten, über das Zelt und über ihn selbst ganz nach Belieben zu verfügen. Für die Damen ließ er Limonade und Zuckerwerk bringen, was ihm sehr gut aufgenommen wurde. Nach einigen Minuten erschien ein zweiter ähnlicher hoher oder noch höherer Herr, der aber nur arabisch sprach und uns gleichfalls mit wiederholtem Salahm und Salahm begrüßte; alsdann bekomplimentirten sich die Beiden selbst so anhaltend und herzlich, daß sie sich schließlich geradezu zum Zelt hinaus komplimentirten.

Auf dem freien Platz vor den Zelten war ein Infanterieregiment aufmarschirt und bildete ein großes Viereck, die Musik und die grünen und rothen Fahnen in der Mitte. Die Soldaten sahen in ihrer blendend weißen Uniform, dem rothen Tarbusch und den blitzenden Gewehren sehr gut aus und rechtfertigten vollkommen das günstige Urtheil, das man so oft von europäischen Offizieren hört, die als Touristen nach Aegypten kommen.

Die Menschenmenge war mittlerweile auf dem jenseitigen Ufer des Dammes in's Ungeheure gewachsen, und so weit man sehen konnte, war Alles ein Meer von roth-weißen Turbanen und blauen Kaftanen. Tausende und aber Tausende saßen dichtgedrängt auf

dem aufsteigenden Terrain, und auf dem nahen Flusse, der uns schon in der nächsten halben Stunde sein Wasser spenden sollte, fuhren die bewimpelten Barken mit ihren langen und spitzen Segeln lustig auf und ab. Das Nilschiff mit der Braut lag uns dicht zur Rechten, und die Lampen und Laternen der gestrigen Nacht waren jetzt am Tage durch Blumen und Laubwerk ersetzt. Aehnlich war auch der Damm mit großen Palmzweigen und wehenden Mimosenbüschen geschmückt. Nach dem Kanal hin war an dem Damm ein kleiner Vorsprung angebracht, auf welchem der Aufseher der Arbeiter saß, natürlich auf einer teppichbelegten Matte, mit Kaffee und Tschibuk und von verschiedenen Unterbeamten umgeben. Viele hundert schwarzbraune, halb oder ganz nackte Araber waren mit Hacken und Schaufeln beschäftigt, den Damm von dieser Seite immer dünner zu machen, um bei dem endlichen Durchstich desto leichtere Arbeit zu haben.

So war denn Alles soweit fertig, und die ungeheure Menschenmenge wartete ungeduldig auf das Signal, denn es war 8 Uhr vorüber, und die Sonne stand schon hoch. Da krachten auf einmal von der nahen Insel Rhoda Kanonenschüsse, und von der Citadelle dröhnte die Antwort herüber; die Regimentsmusik spielte die Nationalhymne, die wir bereits kennen („immer langsam voran"), die sich aber sehr hübsch anhörte, und die vicekönigliche Equipagen, von buntgestickten Läufern und der berittenen rothen Leibgarde umgeben, kamen angefahren. Leider war der Khedive

selbst nicht mitgekommen, er ließ sich durch seinen ältesten Sohn, den Thronfolger Taufik-Pascha, repräsentiren. In den anderen Wagen befanden sich die übrigen Prinzen, alle in großer Generals-Uniform und mit einer sehr glänzenden Suite. Das ganze vicekönigliche Zelt kam in Bewegung, alle Paschas, Beys und Effendis eilten den Hoheiten entgegen und führten sie unter unendlichen Salahms und tiefen und tiefsten Verbeugungen auf die Estrade, wo die prächtigen Sessel bereit standen. Dort empfing sie der Kadi von Kairo, ein schöner Mann mit langem weißen Bart und in reichem türkischen Kostüm mit dem grünen golddurchwirkten Prophetenturban. Nach alter Sitte hielt der Kadi ein Papier in der Hand, das er, soviel wir aus der Ferne sehen konnten, selbst unterzeichnete und von den Prinzen unterzeichnen ließ; dann trat er an die Brüstung und warf es in den Kanal. Das war das eigentliche und letzte Signal, denn von allen Seiten rauschten Raketen auf und die Kanonen donnerten auf's Neue.

Die nun entstehende Scene spottet aber wirklich aller Beschreibung. Unter einem lufterschütternden Allah aus wenigstens hunderttausend Kehlen stürzten sich die Erdarbeiter auf den Damm und fingen an, ihn einzureißen, von oben und von unten und von allen Seiten auf einmal. Eine Legion anderer Arbeiter kam vom jenseitigen Ufer herbeigelaufen, und wer kein Geräth hatte, wühlte sich mit Händen und Armen in die Erde hinein. Schon nach wenigen Minuten quoll

das Waſſer an einzelnen Stellen durch, und bald darauf verſank und verſchwand der ganze Damm, mit allen Menſchen, die darauf und daran waren, in den brauſenden Fluthen, die nun ihr Recht behaupteten und, ſich weiter wälzend, den Kanal füllten. Unſere Damen ſtießen einen Schrei aus, als ſie den Sturz von ſo vielen hundert Menſchen ſahen, denn es hatte wirklich den Anſchein, als würden ſie alle von den Wellen verſchlungen; aber nur auf kurze Augenblicke, denn überall tauchten ſie wieder empor und ſchwammen in dem trübgelben Waſſer luſtig hin und her. In früheren Jahren warf in dieſem Moment der Vicekönig aus einem großen Beutel mehrere Hände voll Gold- und Silbermünzen in den Strom, aber die dadurch entſtehenden Balgereien waren ſo entſetzlich, daß immer einige Menſchen dabei um's Leben kamen. Jetzt iſt dieſe wilde Sitte aufgehoben; dafür werden aber die Dammarbeiter ſehr reichlich bezahlt. Auch die „Braut", die früher im Augenblicke des Dammdurchbruches in's Waſſer geworfen wurde, wird jetzt milder behandelt; man läßt ſie ruhig in ihrem Putz auf dem Nilſchiffe und conſervirt ſie ſo für das nächſte Jahr. Außer den praſſelnden Raketen, von denen man aber in dem hellen Sonnenſchein nichts ſah als milchweiße Streifen am Himmel, wurde noch eine Menge kleiner griechiſcher Feuer in den Kanal geworfen. Sie trieben mit dem flachen Holzſtückchen, an das ſie befeſtigt waren, auf dem Waſſer hin und her und mitten unter den Schwimmern, von denen manche

ein solches Feuer erhaschten und sich auf den Kopf setzten. Andere schwammen mit den Palmzweigen des Dammes, für die sie gleichfalls, nach einem alten Gebrauch, in verschiedenen am Kanal liegenden Häusern ein Trinkgeld erhalten, in die Stadt hinein. Ein solcher Palmzweig ist eine Reliquie für das ganze Jahr, und auch das zuerst im Kanal ankommende Wasser wird, obwohl es sehr schmutzig ist, sorgfältig geschöpft, und man badet die kleinen Kinder darin, um sie gegen allerlei Krankheiten zu bewahren.*)

*) Dieser Aberglaube hätte beinahe einem allerliebsten kleinen Mädchen an jenem Tage das Leben gekostet und eine angesehene europäische Familie in tiefe Trauer gestürzt. Das von dieser Familie bewohnte Haus stößt nämlich hinten an den Kanal, und die schwarze Wärterin, übrigens eine vortreffliche und sonst zuverlässige Person, war mit der Kleinen die Steintreppe hinunter gestiegen, um auf das ankommende Wasser zu warten und dann das Kind sofort darin zu baden, natürlich in der frommen Absicht, dasselbe dadurch für sein ganzes Leben gegen jede Krankheit zu bewahren. Die arabischen Nachbarfrauen machten es mit ihren Kindern ebenso. Als nun endlich der Strom angebraust kommt, springt die Schwarze in das schmutzige Wasser und taucht das Kind darin unter, das ihr aber zugleich entfällt und erst nach einigem Suchen wie leblos an's Land und in das Haus gebracht wird. Man denke sich das Entsetzen der Eltern! Glücklicherweise war ein Arzt in der Nähe, der die Kleine wieder in's Leben rief. Die Wärterin aber, die man mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte und sofort wegschicken wollte, geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Sie zerriß ihre Kleider, zerraufte ihr Haar und beschmierte ihr ganzes

Der Kanal füllte sich zusehends, und schon wagten sich einige kleine Barken hinein, denen bald mehrere folgten, und von Zeit zu Zeit stürzte sich noch immer ein verspäteter Schwimmer in die Fluth, um seine Kameraden aufzusuchen. Die Prinzen, Minister und Paschas brachen auf, die Truppen formten sich zu Kolonnen und zogen mit klingendem Spiele ab. Das Fest selbst dauerte aber mit Feuerwerk und seinen sonstigen Lustbarkeiten den ganzen Tag fort, und noch am späten Abend, als wir im traulichen Kreise auf der kühlen Terrasse unseres Hauses saßen und nach orientalischer Weise bei Kaffee und Tschibuk ausruhten, sahen wir nach der Richtung von Rhoda hin Raketen und Leuchtkugeln aufsteigen.

VII.

Ismaïl, der Khedive von Aegypten.

Selten hat wohl ein Mann, dessen Denk- und Handlungsweise dem öffentlichen Urtheil unterworfen

---

Gesicht mit Schmutz. Dann griff sie nach einem Messer um sich eine Wunde beizubringen und dadurch zu beweisen, daß sie gern ihr Blut für das Kind hingeben wolle. Die Eltern verziehen ihr; ob sie indeß dadurch von ihrem Aberglauben kurirt ist, steht sehr dahin. Die ihr anvertraute Kleine wird sie aber hoffentlich nie wieder im Kanal baden.

ist, den exklatanten Wechsel desselben so schnell und in solchem Maß erfahren müssen wie Ismaïl, der Khedive von Aegypten. Wohl kaum jemals wurde ein Fürst so in den Himmel erhoben und so mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien überschüttet wie der Khedive, und dann auf der anderen Seite — und nicht zu vergessen von eben denselben Menschen — so in den Staub gezogen und so geschmäht und verlästert wie er. Es ist dies ein Stoff zu einer politischen Sittenstudie, die wohl einer näheren und ernsten Besprechung werth ist.

Im Frühling 1875 fand eines Tages in Alexandria eine große Versammlung von vielen Notabeln der europäischen Kolonie statt. Es handelte sich um nichts geringeres als dem Khedive ein Denkmal zu setzen. Also schon zu seinen Lebzeiten, ein schlagender Beweis mithin für die außerordentlichen Verdienste des „großen Mannes" um Land und Volk. Mehrere Redner ließen sich bei dieser Gelegenheit hören. Man fand nicht Worte genug der Bewunderung und Verherrlichung und zugleich des Dankes und der unverbrüchlichen Treue . . . . „und wenn das Denkmal eine volle Million kosten sollte, meine Herren," rief ein begeisterter griechischer Bankier, „so ist es noch wenig im Vergleich zu Dem, was der Khedive gethan!" Der Mann durfte so sprechen, denn er hatte durch seine guten „Geschäfte" mit der Regierung in kaum zehn Jahren wenigstens 25 Millionen gewonnen.

Was war denn aber der Grund dieser hyperloyalen Demonstration? Einfach dieser: bei der letzten Nil-Ueberschwemmung im Jahre 1874, die seit Menschengedenken eine solche Höhe nicht erreicht hatte und dadurch den Segen in Unheil zu verwandeln drohte, hatte der Khedive überall die großartigsten und umfassendsten Vorkehrungen treffen lassen, um die gefährdeten Landestheile zu schützen. Neue Dämme wurden aufgeführt und die alten erhöht und ausgebessert, neue Ableitungskanäle gegraben und alle Schleusenwerke auf das sorgfältigste überwacht, und Dank diesen Maßregeln ward die Gefahr beseitigt. Daß trotzdem einige Dutzend Fellahdörfer dabei „aufgeweicht" und weggeschwemmt wurden, kam nicht weiter in Betracht .... Der Fellah klebt sich aus Nilschlamm leicht wieder ein neues Haus zusammen, und sonstige Verluste an Hab und Gut hatte er nicht weiter zu beklagen, weil er bekanntlich weder Hab noch Gut besitzt. Auch daran hatte man nicht gedacht, daß der Khedive durch jene Vorkehrungen zunächst seine eigenen unermeßlichen Ländereien, die Zuckerplantagen und Baumwollenpflanzungen, vor dem Verderben geschützt hatte, was allerdings in zweiter Reihe auch den Fellachen zu gut kam, und auch daran nicht, daß diese zwei volle Monate lang die Arbeiten im Frohndienst verrichten mußten, wobei der Stock des „Scheich el Beled", des Dorfschulzen, die Hauptrolle spielte. Dies waren nach orientalischen Begriffen unwesentliche Nebendinge, die dem großen Ganzen keinen

Eintrag thaten — und deßhalb das projektirte Denkmal.

Es kamen auch bald über 400,000 Fr. zusammen, und eine feierliche Deputation begab sich in das vicekönigliche Schloß zu Ramleh, um Se. Hoheit zu bitten, diese ebenso aufrichtige wie verdiente Huldigung allergnädigst anzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wieder eine pompöse überschwängliche Rede, die der „Moniteur officiel" am nächsten Morgen abdruckte, leider in sehr stümperhaftem Französisch, wodurch sich das amtliche Blatt von jeher ausgezeichnet hat. Der Khedive besaß übrigens Takt genug, mit seinem herzlichen Dank die ihm zugedachte Ehre abzulehnen, und ein späteres Dekret bestimmte die Summe zur Gründung einer großen internationalen Lehranstalt in Alexandria, mit besonderer Berücksichtigung der europäischen Sprachen. Es blieb indeß bei dem Dekret, und von der Lehranstalt selbst hat nichts mehr verlautet. Die 400,000 Fr. wurden vermuthlich dem Finanzminister überwiesen, der dafür leicht eine „anderweitige" Verwendung, wenn auch nicht gerade im Sinne der Geber, gefunden haben wird.

Im Herbst desselben Jahres spielte darauf eine ähnliche Scene, und zwar bei Einweihung des neuen Börsengebäudes in Alexandria. Die Marmorbüste des Khedive, „der für Handel und Wandel in ganz Aegyptenland so unendlich viel gethan und dem die gesammte kommerzielle und finanzielle Welt für die vielen und großen Opfer nicht Dank genug sagen

konnte," wurde im Hauptsaal feierlich enthüllt, und der „theure Landesfürst" selbst ward bei seiner Spazierfahrt an jenem Tage mit lautem, begeistertem Zuruf empfangen.

Relata refero . . . . wir berichten durchaus objektiv und unparteiisch allbekannte Thatsachen und wollen noch kurz eine dritte hinzufügen.

Als zu Anfang des Jahres 1876 die neue Gerichtsverfassung in's Leben trat, hielt der Justizminister bei der feierlichen Eröffnung der vereinigten Tribunale eine Rede zu Gunsten der neuen Institutionen, „die dem Lande die Segnungen der gesicherten europäischen Rechtsverhältnisse gebracht und dem großen vom Khedive angestrebten Civilisationswerke die Krone aufgesetzt haben." Dießmal war es freilich kein Europäer, sondern ein Inländer, der so von seinem Herrn („mon illustre maître") sprach, aber die Rede fand doch unter allen anwesenden Europäern den ungetheiltesten Anklang und war ihnen, wie der „Moniteur" sofort am andern Tage meldete, „völlig und ganz aus der Seele gesprochen."

Also Alles rosenfarben und golden, und Jedermann zufrieden und glücklich, und der Khedive selbst nicht nur ein guter Landesvater, sondern auch ein erleuchteter Regent, der seine hohe civilisatorische Mission so schön begriffen und so edel durchgeführt hat.

Und jetzt? Kaum ein Jahr nach all jenen lärmenden und verherrlichenden Demonstrationen? Der vollständige Rückschlag in das Gegentheil, und in

mancher Beziehung wohl nicht minder übertrieben, wie jene Demonstrationen übertrieben waren. Man wird dabei fast an die Heine'schen Verse erinnert:

„Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Aepfel statt der Kränze. . . ."

Wer denkt jetzt noch an das projektirte Denkmal, oder wenn man daran denkt, so nur, um ärgerlich und erbost die gezeichnete Summe zurückzuwünschen. Und was die Marmorbüste im Börsensaale betrifft, so wollte man sie an jenem Tage, wo die Zahlungssistirung der Bons bekannt wurde, von ihrem Postament herunterholen und zertrümmern, was auch geschehen wäre, wenn sich nicht einige besonnene Männer in's Mittel gelegt hätten; und die Justizreform schließlich wird nur noch deshalb gutgeheißen, weil sie es möglich macht, den Khedive, wie jeden andern Geschäftsmann, der seine Wechsel nicht bezahlt, gerichtlich zu belangen und zu pfänden.

Wo ist nun (wir kopiren einige der gewöhnlichsten Zeitungsphrasen) „der hochherzige, edeldenkende Fürst geblieben, der größere Nachkomme des großen Mohammed Ali, der das Pharaonenland aus tausendjährigem Schlummer geweckt und es der modernen Bildung und Gesittung entgegenführt; wo ist der hochbegabte Regent, der die Civilisation des Abendlandes im Orient auf der Markscheide dreier Welttheile so glücklich und erfolgreich vermittelt, und der mit seltenem Scharfblick den Fortschritt überall erkennt, ihn mit offenen Armen empfängt und ihm eine bleibende Stätte in seinem

Lande anweist" ꝛc.? Wir wollen die Geduld des Lesers nicht auf eine zu harte Probe stellen, aber verschweigen dürfen wir nicht, daß diese und viele hundert ähnliche Phrasen auch mehrfach in europäischen und namentlich in französischen und italienischen Blättern zu finden waren. Was ist nun auf einmal aus diesem Fürsten und Regenten und großen Manne geworden? „Ein elender Patron mit leeren Taschen, der seine Schulden nicht bezahlen kann, ein finanzieller Schwindler, der den Leuten das Geld aus der Tasche gelockt und sie unter Vorspiegelung hoher Procente um das ihrige gebracht hat" u. s. w. Wir wollen auch hier das Vocabularium nicht erschöpfen. Es mag, von den unziemlichen Ausdrücken abgesehen (und wir citirten noch nicht einmal die schlimmsten), viel Wahres an der Sache sein, aber denen, die davon profitirt haben, steht es doch gewiß nicht an, solche Sprache zu führen, und den Mann durch den sie Millionäre geworden, mit Steinen und Koth zu bewerfen, und das ganze Füllhorn ihrer Entrüstung über ihn auszuleeren. Nun wird ihm auf einmal seine Verschwendung und seine Prunksucht vorgeworfen, die vielen Schlösser und Paläste, die er bauen und mit unermeßlicher Pracht einrichten ließ, die italienische Oper und das französische Ballet, die allein jährlich mehrere Millionen gekostet, die neuen Anlagen, wodurch er ein kleines Bois de Boulogne an den Ufern des Nils schuf, und hundert andere Dinge, die den modernen Luxus der abendländischen Großstädte nach der alten

Khalifenstadt verpflanzten; und doch drängten sie sich damals Alle hinzu, die einen zur Ausführung der Bauten, die anderen für Kommissionen zum Ankauf von Möbeln und kostbarem Hausgeräth in Paris und London, wieder andere mit neuen Projekten, und Alle fanden ein williges Ohr und bereicherten sich maßlos, allerdings zum Schaden des Landes, wie es sich jetzt so kläglich herausstellt. Und was die Anleihen und sonstigen Finanzoperationen selbst betrifft, so gab es ein wahres Sturmlaufen, wer sich am schnellsten und umfassendsten dabei betheiligen konnte; dreißig und vierzig Procent waren der gewöhnliche Satz dieser Art von Geschäften, bei denen es sich stets um Millionen — nicht Franken, sondern Pfund Sterling! — handelte, und die gut bezahlten Londoner und Pariser Börsenblätter rührten die große Trommel, und konnten das Vortheilhafte und Sichere einer solchen Kapitalanlage nicht angelegentlich genug empfehlen. Jetzt drängen sich diese selben Leute eben so wild und hastig in die Gerichte, um Protest einzulegen und wo möglich ihrem Schuldner das Haus über dem Kopfe zu versteigern. Das Londoner Wochenblatt „The World," dessen Redakteur vor Jahren in Aegypten ein großes Vermögen „gemacht," nun aber durch die unbezahlten Bons gleichzeitig in Mitleidenschaft gezogen ist, verlangt sogar kurzweg die Besitznahme Aegyptens von Seiten Englands, nachdem man den Khedive mit einer Leibrente abgefunden. Und so machen sie Alle Chorus, und noch nicht eine Stimme ist laut geworden —

nicht eine! — die dem bedrängten und geschmähten Fürsten das Wort geredet, wenn auch nicht zu seiner Vertheidigung (denn die Thatsachen einer schlechten und gewissenlosen Verwaltung reden zu laut), so doch zu seiner Entschuldigung, oder zu einer milderen Auffassung der Sachlage und zu einer versöhnlicheren Beurtheilung seiner Person.

Wahrlich, der Khedive hat in dieser letzten Zeit die Menschen kennen lernen können, wenn auch nicht eben von ihrer Lichtseite, und er mag wie Wallenstein ausrufen:

„Ich habe viele Tausend reich gemacht,
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt
Mit Ehrenstellen. . . .“

was Gordon später mit den Worten kommentirt:

„Vom Staube hat er manchen aufgelesen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat sich keinen Freund damit, nicht einen,
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt.“

Der Leser wird uns nicht mißverstehen: es kann uns nicht im allerentferntesten in den Sinn kommen, der aegyptischen Mißwirthschaft das Wort zu reden; zudem stehen wir allen Personen ganz fern, so daß unser unbefangenes Urtheil durch nichts beeinflußt wird, aber es erscheint uns billig und anständig, wenn auch vielleicht nur aus einer rein menschlichen Regung, hier dem „audiatur et altera pars“ einen kleinen Platz zu gönnen.

Milliarden sind allerdings verthan, und wohl die Hälfte davon entweder auf unlauteren Wegen oder

doch ohne wahren und dauernden Nutzen für Land und Volk, aber es ist doch auch andrerseits unendlich viel geleistet worden seit der verhältnißmäßig nur kurzen Regentschaft des Khedive; und wenn man ihm jetzt, und zwar nach dem unglücklichen absoluten Regierungsprincip des Orients mit Recht, alle Fehler, Verkehrtheiten und Skandalosa aufbürdet, so möge man zu seinen Gunsten als Gegengewicht in die andere Schale der Wage auch das Gute, Nützliche und oft wirklich Bedeutende legen, das unleugbar geschehen ist.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir dieß eingehend beleuchten wollten; erinnern wollen wir aber doch kurz an den Suez-Kanal, an die anderen großen Kanal- und Brückenbauten im Delta und auch in Ober-Aegypten, an die großartigen Bauten und Anlagen in Kairo, wo eine ganze Stadt im europäischen Geschmack entstanden ist, an das Museum in Bulacq, an die wahrhaft unermeßlichen Baumpflanzungen in dem ganzen so holzarmen Lande, an gute Polizei-Institute in den größeren Städten, ferner an die zahlreichen niederen und höheren Schul- und Erziehungsanstalten und schließlich an die Krone des Ganzen, die Justizreform. Das ist wahrhafte abendländische Civilisation und kein bloßes Scheinding, wie etwa Oper, Ballet und Pferderennen und unsinniger Möbelprunk in einer Anzahl von Palästen und Aehnliches, das leider nur allzu oft bei der Neugestaltung des Landes den ersten Rang einnahm.

Die ungemessene Freigebigkeit des Khedive, welche

oft allerdings von sinnloser Verschwendung kaum zu unterscheiden war, ist auch in Europa allbekannt und nur zu sehr und vielfach auf das schamloseste ausgebeutet worden. Man erinnere sich nur der Feierlichkeiten und Feste bei der Eröffnung des Suez-Kanals, die im Ganzen (man möchte es für eine Fabel halten, aber es ist von durchaus glaubwürdiger Seite erwiesen) gegen zehn Millionen Thaler gekostet haben, oder an die achttägigen Vermählungsfeierlichkeiten seiner beiden Töchter im Januar 1874, wo allein für 10,000 Pfd. St. Stearinkerzen bei den öffentlichen Illuminationen verbrannt oder doch in Rechnung gebracht wurden u. s. w. Und die Gelder, welche jährlich nach Konstantinopel in den immer leeren und nimmersatten Säckel des Sultans wandern, betragen, mit Einschluß des Tributs, nach dem Zeugniß der Eingeweihten über 1 Million Pfd. St.! Rechnet man nun noch die Summen hinzu, die sich gleichfalls nach Millionen beziffern, die in der nächsten Umgebung des Khedive von seinen Günstlingen und Vertrauten auf die Seite geschafft wurden und schließlich die ungeheuren Harems-Ausgaben, so ist es nicht der augenblickliche Bankerott, welcher zu verwundern ist, sondern Das ist zu verwundern, daß eine solche Wirthschaft länger als zehn Jahre dauern konnte, ohne nicht schon weit früher aus allen Fugen zu gehen.

Jetzt freilich, wo es aber zu spät ist, scheinen dem Khedive die Augen aufgegangen zu sein, und auch wieder nur theilweise, denn er hat bis heute noch nicht

den Muth gehabt, sein dem Einsturz nahes Haus von den Parasiten zu säubern. Und bevor dieß nicht geschieht, und zwar in radikalster Weise, ist alle Hoffnung auf Besserwerden illusorisch.

Denn unleugbar stellt sich jetzt heraus, daß dem Khedive, bei so vielen sonstigen guten und lobenswerthen Charakter-Eigenschaften, die Haupteigenschaft eines tüchtigen Regenten von jeher gefehlt hat, nämlich die Menschenkenntniß. Von elenden Schmeichlern und Speichelleckern umgeben, zu denen nach dem allgemeinen Urtheil die Franzosen das größte Kontingent geliefert haben, die alles gut und schön fanden und groß und herrlich hießen was er that und unternahm, wurde sein freier Blick dergestalt getrübt, daß er sich selbst und sein Thun immer nur durch dieses alberne Vergrößerungsglas betrachtete; von einer Meinungsverschiedenheit oder Mißbilligung, wenn auch im allerbescheidensten Sinne, war niemals die Rede, und Tadel und Widerspruch wären vollends Hochverrath gewesen. Immer, wie Victor Hugo sagt: „à plat ventre devant l'homme“ — konnte es da anders kommen als es gekommen ist?

Wir brechen hier ab, um nicht allzu lang zu werden, denn das traurige Kapitel ist mit diesen wenigen Andeutungen lange nicht erschöpft.

Ohnehin helfen jetzt bloße Worte und wohlgemeinte Rathschläge, was man alles hätte thun sollen, um das hereingebrochene Unglück abzuwenden, nicht mehr viel, jetzt wo der Karren so tief verfahren ist und so

fest steckt, daß eine wahre Herkules-Arbeit nöthig ist, um ihn wieder in das richtige Fahrgleis zu bringen. Ganz unmöglich ist es übrigens nicht. Was wir daher dem Khedive und seinem Lande, welche beide in mehr als einer Hinsicht die Sympathien aller Wohlmeinenden in hohem Grade verdienen — was wir ihnen wünschen, ist ein starker, begabter und vor Allem ein uneigennütziger und redlicher Mann, der es ehrlich meint mit Fürst und Volk, und dem alsdann die volle Macht gegeben ist, energisch und von Grund aus zu reformiren, und zwar nach oben wie nach unten, zumeist aber nach oben, und der den Muth hat, für sein Werk bis aufs äußerste einzustehen. Wenn schon im Occident, so weit mehr noch im Orient, eine seltene Perle; aber einmal gefunden, ein wirklicher Retter und Erlöser.

VIII.

Ein fürstliches Leichenbegängniß.

Die erste Februarwoche des Jahres 1874 war für Kairo eine überaus geräuschvolle und glänzende: der Vicekönig verheirathete nämlich seine jüngste Tochter Zenab-Hanem mit seinem Neffen Ibrahim-Pascha, dem Sohne seines älteren Bruders Achmet, der im Jahre 1860 so unglücklich und zugleich so verhäng-

nißvoll für das Land (denn er war der präſumtive Thronerbe), im Nil ertrank. Die Feſtlichkeiten dauerten volle acht Tage, und man muß ſo etwas im Orient geſehen und mitgemacht haben, um ſich eine richtige Vorſtellung davon zu machen; denn ſo oft dergleichen auch ſchon geſchildert worden iſt, immer bleiben dieſe Schilderungen weit hinter der Wirklichkeit zurück. Bei ſolchen Gelegenheiten wird die ſprüchwörtliche orientaliſche Pracht in ihrer ganzen Fülle entfaltet, und der vielgebrauchte Vergleich mit „Tauſend und Einer Nacht" iſt alsdann ganz an ſeinem Platze.

Der ſiebente Februar bildete damals den Glanzpunkt der Feſte, denn an jenem Tage begab ſich die Braut in einem unermeßlichen Prunkzuge nach dem Palaſte ihres Gatten, der ſie ſehnſüchtig erwartete, um ſie in ſeinen Harem zu führen, von welchem Momente an ſie alsdann den Blicken der Außenwelt entzogen wurde; den ſo will es die ſtrenge Sitte des Orients. Ich müßte Seiten füllen, um die Einzelnheiten dieſes Prunkzuges zu beſchreiben; da aber mein heutiges Thema nicht ein Hochzeits-, ſondern ein Leichenzug iſt, und zwar der Leichenzug eben dieſer ſelben Prinzeſſin, ſo gehe ich ſchnell darüber hinweg. Nur des Hochzeitsſchmuckes möchte ich hier kurz gedenken, der, wie es die Sitte des Orients mit ſich bringt, auf großen rothen Sammtkiſſen von viceköniglichen Dienern offen und vor allen Blicken dem Zuge vorangetragen wurde; übrigens von einer Abtheilung der Garde begleitet, die zu beiden Seiten nebenher

ritt. Man meinte, einen ganzen Juwelierladen zu ſehen: Diademe und Kronen, Hals- und Armbänder, Gürtel und Spangen, und die großen waſſerhellen Brillanten blitzten und funkelten in der Sonne wie Regenbogen; dazwiſchen wieder anderer Schmuck von Smaragden, Rubinen und Opalen, daß die Augen wirklich geblendet wurden. Wie manches arme Weib aus dem Volke mag wohl beim Anblick jener unermeßlichen Pracht und Herrlichkeit die glückliche Beſitzerin beneidet haben, denn damals ahnte wohl Keiner unter den hunderttauſend Zuſchauern, die zu beiden Seiten der Muskih dichtgedrängt ſtanden, daß die Gefeierte, die in ihrem ſechsſpännigen über und über vergoldeten Galawagen auf den weißatlasnen Polſtern wie eine kleine Huldgöttin ſaß, nach kaum achtzehn Monaten dieſelbe Straße ziehen würde, wieder wie damals ein Schauſpiel für Hunderttauſende, aber als Leiche, vom unerbittlichen Tode plötzlich und unerwartet dahingerafft.

Nach der Hochzeit war die Prinzeſſin ſo gut wie ganz aus dem öffentlichen Leben verſchwunden; als junges Mädchen durfte ſie ſich noch manche Freiheiten erlauben, denn ſie war ganz europäiſch erzogen worden, ſie ſprach franzöſiſch und engliſch, trieb Muſik und Malerei, und alle Welt lobte ihren leutſeligen Charakter und ihr freundliches, herzgewinnendes Weſen. Nach ihrer Vermählung ſah man ſie wohl manchmal, wenn ſie nach Kairo kam, in der Schubra-Allee dicht verſchleiert ſpazieren fahren; ſonſt lebte ſie beſtändig

in Ramleh bei Alexandria in einem schönen, dicht am Meere gelegenen Palaste, den ihr der Vicekönig geschenkt hatte. Und in diesem Palaste ist sie auch gestorben und zwar so plötzlich, daß man gar nichts von ihrer Krankheit, sondern nur ihren Tod erfuhr.

Die sofort einbalsamirte Leiche wurde in der darauffolgenden Nacht durch einen Specialtrain nach Kairo geschafft, wo die Beerdigung schon am nächsten Tage stattfand. Bei der Großartigkeit derselben ist es wirklich staunenswerth, wie es in so kurzer Zeit möglich gewesen, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

In Kairo angekommen, wurde die Leiche zuerst nach dem am Nil gelegenen vicekönigliche Palais Kasr en Nil gebracht, von wo aus sich der Zug schon um sechs Uhr Morgens in Bewegung setzte, denn der vorgeschriebene Weg ging durch die ganze Stadt bis zu der neuen Moschee Rifaï, am Fuße der Citadelle, wo sich das Erbbegräbniß der vicekönigliche Familie befindet. Mohammed Ali, der Gründer der jetzigen Dynastie, ist übrigens in der von ihm erbauten Moschee auf der Citadelle selbst beigesetzt. Fast alle in Kairo liegenden Linientruppen waren aufgeboten und bildeten auf dem ganzen Wege, der wohl eine deutsche Meile lang war, zu beiden Seiten Spalier; alle Soldaten in frischer weißer Uniform und im rothen Tarbusch und mit zu Boden gesenktem Gewehr, als Zeichen der Trauer. Schon dies sah sehr imposant und feierlich aus. Die berittene Leibgarde des Vicekönigs in hu-

farenähnlicher Uniform (blau, roth und Silber) sprengte hin und her, um die Straßen frei zu halten, denn der Volksandrang war begreiflich ungeheuer. Man schätzte die Anzahl der Zuschauer auf wenigstens zweihunderttausend, außerdem waren alle Fenster dicht besetzt, namentlich mit verschleierten Frauen, und das eigentliche Leichengefolge mag sich wohl auf fünfzigtausend Menschen belaufen haben. Unser Balkon in der Muskih, der so günstig liegt, daß man von ihm beinahe die ganze Straße hinauf und hinunter überschauen kann, bot einen ausgezeichneten Observationsplatz, und schon lange bevor der Zug erschien, sahen wir auf einen Ocean von weißen und rothen Turbanen herab, die sich mit jeder Viertelstunde dichter und dichter zusammendrängten. Endlich kamen die ersten großen Fahnen vom Esbekiehplatze her zum Vorschein und nach weiteren zehn Minuten zog der Leichenzug selbst an uns vorüber.

Eine Abtheilung berittener Kawassen in dunkelblauem türkischem Kostüme eröffneten ihn; alle trugen an langen Stäben die fliegenden Eisenkugeln, die sie vor zwanzig Jahren noch auf die Köpfe herabfallen ließen, wie wir bereits in einer früheren Schilderung erwähnten; jetzt hatten sie dieselben nur als Abzeichen ihrer Würde, denn die Civilisation hat auch in dieser Beziehung gewaltige Fortschritte gemacht. Nach den Kawassen kamen fünfundzwanzig große fette Büffelochsen, jeder von zwei Treibern an Palmstricken, die um die Hörner gewunden waren, geführt. Das war das

sogenannte vom Koran vorgeschriebene „Opfer" für das Volk, was schon bei jedem vornehmen Begräbnisse geschieht, wo immer einige Ochsen und Hämmel für die Armen geschlachet werden. Hier bei dem Begräbnisse eines Mitgliedes der vicekönigliechen Familie mußte es eine ganze Heerde sein, denn fünfundzwanzig andere Büffel waren schon vorher nach der Moschee getrieben worden und außerdem noch zweihundert Hämmel, die sämmtlich in den folgenden Tagen geschlachtet und unter die Armen der Stadt vertheilt wurden. Hinter den Ochsen gingen einige dreißig Kameele, deren jedes zwei große hölzerne Kisten trug. Diese Kisten waren ganz neu, aus weißem Holze sehr sauber gearbeitet und mit Brot und getrockneten Datteln bis an den Rand angefüllt. Zwischen ihnen, auf dem Rücken des Thieres, saß jedesmal ein Araber, der unaufhörlich den Inhalt seiner Kisten über das von den Soldaten gebildete Spalier hinaus unter die Menge warf. Man kann sich das Balgen und Drängen im Volke, vorzüglich unter der arabischen Jugend, leicht vorstellen, aber auch dieses Opfer gebietet der Koran. Die dritte Spende bildet alsdann das Wasser, und auf die Kameele folgten einige fünfzig Wasserträger, wie deren viele hunderte in allen Straßen von Kairo während der acht heißen Monate, täglich von früh bis spät, umherziehen. Nur schenkten sie diesmal nicht ihr gewöhnliches Nilwasser, sondern Rosinen- und Zuckerwasser, und der Zuspruch war von allen Seiten so groß, daß das Spalier immer durchbrochen wurde.

Aber hier im Oriente nimmt man es nicht so genau mit der Ordnung, und die Soldaten tranken selbst so gut wie die Anderen.

Dies war gewissermaßen der materielle Theil des Leichenzuges; jetzt kam der mehr religiöse Theil, Knaben in langen weißen Gewändern, mit rothen Leibbinden und rothem Tarbusche, trugen unter prächtigen goldgestickten, blauen, grünen und gelben Atlasdecken mehrere Exemplare des Koran, andere folgten mit silbernen Schalen und Gefäßen voll wohlriechender Essenzen, und noch andere mit silbernen Kohlenpfannen, nach Art unserer katholischen Weihrauchbecken; jene sprengten ihre Essenzen unter das Volk und diese sandten blaue Wolken ihres duftenden Räucherwerks nach allen Seiten. Dann kam eine lange Reihe von Knaben, welche Gebete sangen, sehr einförmig und auch nicht sehr melodisch, und so viel wir davon verstehen konnten, fast immer dieselben Worte und immer mit „Allah! Allah!“ untermischt. Jetzt ein Wogen und Wehen von unzähligen, meist rothen und grünen Fahnen mit weißgestickten Koranversen, und mit ihnen die Derwische der verschiedenen Orden in langen schwarzen oder dunkelblauen Talaren, die einen mit spitzen zuckerhutförmigen Filzmützen, die anderen mit weißen oder bunten Turbanen und noch andere ohne Kopfbedeckung in wirren, zerzausten Haaren, und manche halbnackt; das sind die „Heiligen“, die beim gemeinen Volke in großem Ansehen stehen. „Allah il Allah! Allah akbahr!“ so zieht es fast ohrbetäubend an uns vor-

über, und die Fahnen bilden, von oben gesehen, ein wallendes, buntfarbiges Meer.

Auf diese ziemlich wilde Gesellschaft folgten, und zwar weit gemessener und ehrbarer, die verschiedenen Zünfte und Korporationen der Stadt Kairo, mit ihren Bannern und Emblemen, von denen viele mit Goldstickereien förmlich überladen waren, die in der Sonne augenblendend funkelten und blitzten. Da man ferner im Orient die schwarze Farbe als Leichentrauer nicht kennt, so konnte man hier eine Menge der schönsten und prächtigsten türkischen Kostüme bewundern: Kaftane von Atlas oder Seide, immer in den schreiendsten Farben, roth, blau und gelb, oder auch vielfarbig buntgewirkt, und das Obergewand in der Regel weiß mit bunter Stickerei, dazu Gürtel und Turbane aus feinen Kaschmirshawls und Schnabelschuhe von rothem oder gelbem Leder. Ein Maler hätte hier eine reiche Ausbeute gehabt, denn es waren auch stattliche Männer darunter, Greise mit schönen weißen Bärten und jugendliche Gestalten mit ächt orientalischem Typus.

Nun erschienen die Hofbedienten des vicekönigl ichen Hauses in moderner goldbordirter Livrée, ganz an die Dienerschaft des ehemaligen kaiserlichen Hofes in Paris erinnernd, den sich bekanntlich der Khedive von Aegypten in so Vielem zum Muster genommen hat; man behauptet sogar, in allzu Vielem, doch das gehört heute nicht hierher.

Jetzt kommen sehr vornehme Persönlichkeiten: der Kadi, der Mufti und die Ulemas mit ihrem Gefolge;

wieder eine Fülle der prächtigsten orientalischen Kostüme, und darunter manche grüne Turbane mit breitem Goldrande, als Zeichen, daß der Träger zu den direkten Nachkommen des Propheten gehört. Dicht hinter ihnen und von Ordonnanzoffizieren in schimmernden Uniformen umgeben, die Hauptleidtragenden, in erster Reihe der Thronfolger und die übrigen Söhne und Schwiegersöhne des Vicekönigs; der Khedive selbst war nicht erschienen und der Gemahl der Verstorbenen, der Prinz Ibrahim, war noch in Europa, wohin ihm der Telegraph die Todesbotschaft gebracht hatte. Nach den Prinzen kamen die Minister und unter ihnen die sympathische Figur Nubar-Pascha's; alsdann folgte eine lange Doppelreihe von Paschas, Generalen, sonstigen hohen Staatsbeamten, Beys und Stabsoffizieren, eine ganze Musterkarte von den verschiedenartigsten goldgestickten Uniformen, fast allzuviel Gold und Stickereien, aber hier im Ensemble von überaus imposanter Wirkung. Nur der schlichte rothe Tarbusch mit der schwarzen Troddel war allen diesen hohen Herrschaften gemeinsam, denn selbst der Vicekönig und sogar der Sultan in Stambul tragen Beide keine andere Kopfbedeckung.

Hierauf bildete sich ein freier Raum für die große grüne Fahne des Propheten, ein Heiligthum, das auf der Citadelle in der Moschee Mohammed Ali's aufbewahrt und nur bei den größten Feierlichkeiten dem Volke gezeigt wird, und gleich hinter ihr — „in ihrem Schatten", wie sich die bilderreiche arabische Sprache

ausdrückt — der Sarg. Von einem christlichen Sarge ist allerdings der mohammedanische durchaus verschieden, denn dieser besteht nur aus einem länglichen hölzernen Kasten, der bei den Aermeren sogar nicht einmal einen Deckel hat; in diesen Kasten wird die in Tücher gewickelte Leiche gelegt, die aber bei der Beerdigung herausgenommen wird, denn der Koran verlangt, daß der Körper des Gläubigen ohne Sarg direkt in die Erde gebettet werde. Ein rother Shawl bedeckt unterwegs das Ganze, und die weiblichen Särge haben noch am Kopfende, das aber nach vorn getragen wird, eine aufrechtstehende buntumwickelte Stange, die mit Blumensträußen, Flittergold und sonstigen Zierrathen geschmückt ist.

Aehnlich war auch der Sarg der Prinzessin, aber selbstverständlich überaus prächtig und kostbar. Statt des üblichen rothen Kaschmirshawls war derselbe mit einem grünen golddurchwirkten bedeckt, ein Vorrecht, das im Orient nur den Fürsten zukommt, denn Grün ist die Farbe des Propheten. Die eben erwähnte Stange war gleichfalls mit einem ähnlichen Shawl umwickelt und auf ihrer Spitze funkelte ein großes Diadem von Brillanten. Auch sonst war die Stange ihrer ganzen Länge nach mit dem kostbarsten Edelsteinschmuck behängt, man sagte, im Werthe von einigen Millionen Franken, was wir gern glaubten, weil uns der an's Fabelhafte grenzende Luxus der aegyptischen Harems, gerade in dieser Beziehung, längst bekannt war.

Das waren eben Theile jenes Brautschatzes, dessen

wir oben erwähnten und der in dem Hochzeitszuge so viel Bewunderung und Neid erregt hatte. Wer weiß, es waren auch jetzt vielleicht jene armen Weiber mit unter den Zuschauern, die damals die Prinzessin als die Glücklichste auf Erden gepriesen. Jetzt mochten sie wohl anders denken. Auch Prinzessinnen müssen sterben!

Hinter dem Sarge gingen nach orientalischer Sitte die Klageweiber, in dunkeln Gewändern und dicht verschleiert, wohl gegen hundert; sie erfüllten die Luft mit ihrem stereotypen kreischenden Geheul, mit langvibrirenden Tönen im höchsten Diskant und für ein europäisches Ohr ebenso befremdlich wie unschön. Nach ihnen kamen die Schüler der öffentlichen Volksschulen, wie fast jede größere Moschee eine solche besitzt; es mochten leicht gegen tausend Knaben sein, große und kleine, schwarze, braune und gelbe, und jede Abtheilung von ihrem Lehrer, dem Fiki, geführt. Sie sangen wieder ihre einförmigen Koranverse mit Allah il Allah! — aber, wenn man uns anders recht berichtet hat, so waren die meisten dieser Burschen innerlich recht vergnügt: jeder erhielt nämlich bei dieser Gelegenheit vom Vicekönig einen neuen Anzug aus weißem Baumwollenzeuge, mit einem kleinen bunten Gürtelshawl und einem rothen Tarbusch. Da erklärte sich ihre Freude leicht, denn unzählige von ihnen haben gewiß einer solchen Auffrischung ihrer Toilette sehr bedurft. Man kann aber hiernach und nach manchen obigen Notizen auch ungefähr die Kosten berechnen, die eine solche Beerdigung für die vicekönigliche

Civilliste mit sich bringt und die wir in runder Summe auf zehntausend Pfund Sterling anschlagen hörten.

Auf die Schuljugend folgten nun noch die Effendis in langen Reihen, sowohl untere Beamte der verschiedenen Ministerien und sonstigen Behörden und Administrationen, als auch Privatpersonen, und nach ihnen, ganz zum Schluß, das eigentliche Volk in unabsehbaren wogenden Massen.

Damit war der Leichenzug zu Ende, der im Vorüberziehen eine volle Stunde gedauert hatte. Ueber die Ceremonien in der Moschee können wir nur nach Hörensagen berichten, da es uns „Ungläubigen" nicht gestattet war, sie zu betreten. Sie sollen sich übrigens nur auf einige kurze Gebete beschränkt haben; der innere Raum unter der großen Kuppel war mit tausenden von Kerzen erleuchtet, die in ihren zierlichen Glasglocken bis an den Abend brannten.

Am nächsten Morgen rollten eine Menge Wagen und Equipagen mit leichtfüßigen, goldgestickten Läufern aus allen Gegenden der Stadt über die große Nilbrücke nach Gezireh, dem Schlosse des Vicekönigs. Jeder, der irgendwie von nah oder fern zum Hofe gehörte oder sonst ein Anrecht hatte, dort zu erscheinen, beeilte sich, dem Vicekönig seine Kondolenzvisite abzustatten. Es wurde aber Niemand vorgelassen: der Khedive — oder sagen wir lieber der Vater, denn das klingt natürlicher — wollte mit seinem Schmerz allein sein: er hatte sein Lieblingskind verloren.

IX.

Ole Bull auf der Cheops-Pyramide.

An einem ſchönen Septembertage 1875 ſaß das ſchwediſche Königspaar unter der Veranda des reizenden Luſtſchloſſes Drottningholm bei Stockholm. Die Königin, von ihrer letzten Krankheit noch leidend, hatte zu ihrer völligen Wiederherſtellung dieſes Schloß gewählt, für das ſie von jeher eine Vorliebe gehabt und wo ſie lieber weilte, als in Ulriksdal oder Roſersberg, und wohl mit Recht, denn Drottningholm iſt mehr zur Einſamkeit und Zurückgezogenheit geſchaffen. Ein prächtiger Park und freundliche Gärten dehnen ſich weithin und ſchließen es gewiſſermaßen von der Außenwelt ab. Freilich braucht man nur die nahen Anhöhen zu beſteigen, um ſofort ein herrliches Panorama vor ſich zu haben: Die inſelreiche Bucht des Mälarſees und das von vielen großen und kleinen Segeln belebte Meer, und nach der anderen Seite hin Stockholm ſelbſt, mit ſeinen Thürmen und Paläſten, dem Maſtenwalde ſeines Hafens und den dunkelgrünen Bergen im Hintergrunde. —

Ein Kammerherr erſchien und meldete einen Beſuch, der vermuthlich erwartet wurde, denn die Königin, die zu jener Zeit weder Audienzen ertheilte, noch ſonſt empfing, machte hier eine Ausnahme.

Der Eintretende war ein hochgewachſener, ſchlanker Mann von kräftiger Statur, wenn auch bereits in

vorgerückten Jahren, was wenigstens sein langes, fast schneeweißes Haar bezeugte, obwohl der Ausdruck seines freundlichen, sympathischen Gesichts ein überaus jugendlicher war. Die Majestäten begrüßten ihn wie einen alten Bekannten und namentlich der König kam ihm mit großer Herzlichkeit entgegen. Dieser Mann war Ole Bull, der berühmte Violinspieler, der vor dreißig und vierzig Jahren zu den bedeutendsten Virtuosen seiner Zeit gehörte und den man damals vielfach, und mit Recht, den zweiten Paganini nannte. In den letzten Decennien fast vergessen (er hatte lange in Nordamerika ein vielbewegtes Leben geführt und sich endlich in seiner Heimath Norwegen dauernd niedergelassen), beabsichtigte nun der alternde, aber noch immer erstaunlich rüstige Mann eine neue Kunstreise durch Europa „und weiter", wie er scherzend hinzusetzte, und kam, um sich bei den Majestäten, die ihm von jeher große Theilnahme bezeigt hatten, zu verabschieden.

Im Laufe des Gesprächs erkundigte sich die Königin bei dem Künstler nach einer neuen Komposition, von welcher derselbe schon oft gesprochen und die, wie sie vernommen, jetzt vollendet sei.*) Ole Bull erbot

*) Streng genommen (wie Ole Bull uns selbst sagte) ist diese Komposition nicht neu, sondern nur die Ausarbeitung einer früheren, die der Künstler bereits vor fünfzehn Jahren überall in seinem Vaterlande mit großem Erfolge spielte, und auf die er, eben ihrer Popularität wegen, jetzt bei seinem neuen Auftreten zurückgekommen ist.

ſich ſogleich, ſie vorzutragen, aber der Leibarzt widerſetzte ſich, weil der Zuſtand der hohen Frau noch Schonung verlangte. Jene Kompoſition iſt ein größeres Tonſtück mit Orcheſterbegleitung, das unter dem Titel „Saeterbeſöget“ (Sennhüttenbeſuch und zwar auf den norwegiſchen Alpen) unſtreitig zu den beſten Arbeiten Ole Bull's gehört. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

„Wenn es uns alſo vor der Hand noch nicht vergönnt iſt, Ihre neue Kompoſition zu hören,“ ſagte der König, dem plötzlich eine originelle Idee kam, ſo möchte ich Ihnen einen Vorſchlag machen. Sie treten eine neue Kunſtreiſe an und wollen ſogar über Europa hinaus. So kommen Sie vielleicht auch nach Aegypten. Wie wär's, wenn Sie Ihr Stück auf der Spitze der Cheopspyramide ſpielten? So etwas,“ ſetzte der König, der dadurch bewies, daß er den Künſtler nur zu gut kannte, lächelnd hinzu, „ſo etwas iſt noch nicht dageweſen und ſcheint mir für einen Virtuoſen ſehr verführeriſch.“

Ole Bull ſtimmte nicht allein lebhaft bei, ſondern nahm ſofort den Vorſchlag an. Er hatte ohnehin bereits an Alexandria und Kairo gedacht und faßte nun den feſten Entſchluß, auch dieſe beiden Städte zu beſuchen und in letzterer den ächt königlichen Gedanken, wie er ſagte, zur Ausführung zu bringen. Nun ging der König noch weiter und ſchlug den 5. Februar, den Geburtstag des Künſtlers, und zwar ſeinen ſechsundſechszigſten, als den Tag des Pyramidenkonzertes

vor, was gleichfalls angenommen wurde. Hierauf beurlaubte ſich Ole Bull und wurde von den Majeſtäten mit den beſten Wünſchen entlaſſen.

Der Künſtler begab ſich nun auf die Reiſe und ſpielte zuerſt in Kopenhagen, dann in Berlin und Stettin, in Hamburg, Lübeck und Bremen, alſo in allen jenen Städten, wo er vor drei und vier Jahrzehnten einen ſo enthuſiaſtiſchen Erfolg gehabt. Die Zeiten, auch in der muſikaliſchen Welt, waren freilich andere geworden; die moderne klaſſiſche Schule, namentlich in Berlin, empfing ihn anfangs kühl, und ſogar manches herbe Urtheil wurde laut, aber nach und nach gewann er ſich die Herzen, und je häufiger er ſich hören ließ, um ſo ungetheilter kehrte der Beifall früherer Zeiten zurück. Es war doch immer der vielbewunderte Virtuoſe von ehemals, deſſen unerreichte Technik Staunen erregte und nach wie vor an ſein dämoniſches italieniſches Vorbild erinnerte. Und doch auch nicht mehr wie früher, denn der einſt dem Jünglinge gemachte Vorwurf des Mangels an Tiefe und Innigkeit traf den bejahrten Mann, der ſchon an der Schwelle des Greiſenalters ſtand, nicht mehr, und manchen Gegner bekehrte er durch dieſe neue Seite ſeines Spiels. Dies gehört indeß nur indirekt zum Gegenſtande unſeres heutigen Berichtes, der ja die Pyramidenfahrt des Künſtlers ſchildern will.

Am letzten Januar 1876 ſchiffte ſich Ole Bull in Brindiſi nach Aegypten ein. In ſeiner Begleitung befand ſich, außer ſeinem Impreſſario, dem

Direktor Hermann, der Hofpianist Emil Bach aus Berlin, ein noch sehr junger Künstler, dem aber die Musikkenner eine glänzende Zukunft prophezeihen. Die Reise ging glücklich von Statten und für viele Passagiere, und vorzüglich für die Engländerinnen, war Ole Bull, dessen Name bald bekannt geworden, ein Gegenstand unausgesetzter Aufmerksamkeit und Neugier. Aber was Alle hofften und wünschten, wurde nicht erfüllt: der Künstler, der sich von jeher, außer seinem öffentlichen Auftreten, nur in ganz intimen Freundeskreisen hören ließ, blieb auch an Bord seiner Gewohnheit getreu und spielte nicht. Nur in der zweiten Nacht und ohne Wissen Aller, sogar seiner beiden Reisegefährten, begab er sich auf's Verdeck und spielte in die mondverklärte Meeresstille hinaus eine seiner schwermüthigen Phantasien, die er selten oder nie dem großen Publikum vorträgt. Als der wachthabende Offizier und seine wenigen Genossen, die ihren Posten auf der Brücke des Mitteldecks nicht verlassen durften, die Klänge vernahmen, waren sie auch schon wieder verstummt: so wenigstens erzählte man am nächsten Morgen.

Am Abend des 3. Februar war bereits der Dampfer auf der Rhede von Alexandria angekommen, mußte aber die Nacht auf der See bleiben, weil bei der gefährlichen Einfahrt nach Sonnenuntergang keine größeren Schiffe mehr in den Hafen einlaufen dürfen. Am Morgen des 4. Februar stieg endlich Ole Bull wohlbehalten in Alexandria an's Land.

Um sein dem König gegebenes Versprechen zu halten — denn Kairo liegt noch über dreißig deutsche Meilen südlicher als Alexandria, und man braucht mit der Eisenbahn sechs Stunden, um diese Strecke zurückzulegen — durfte unser Künstler nicht zaudern, wollte er anders, einmal glücklich so weit gekommen, nun auch den festgesetzten Tag nicht versäumen. Schon am Abend desselben Tages traf er mit seinen beiden Begleitern in Kairo ein, wo der schwedische Konsul, der schnell durch ein Telegramm benachrichtigt worden war, den berühmten Landsmann am Bahnhofe empfing und in sein gastliches Haus geleitete. In der Morgenfrühe des nächsten Tages, also am 5. Februar, hielten bereits mehrere Wagen vor der Villa des Konsuls, der noch in aller Eile einige Einladungen an verschiedene Freunde hatte ergehen lassen, und gegen zehn Uhr traf die Gesellschaft bei den Pyramiden, dem eigentlichen Reiseziele Ole Bull's ein.

Eine Pyramidenfahrt an sich ist schon so oft geschildert worden (auch von uns in den vorliegenden Bänden) so daß wir heute füglich ganz davon absehen, und sie nur insoweit berücksichtigen, als sie sich auf unseren Künstler bezieht. Die Gesellschaft theilte sich in zwei Parteien: in Diejenigen, die mit hinaufsteigen, und in Diejenigen, die unten bleiben wollten. Die letzteren waren indeß in der Minderzahl, nur einige Damen und einige ältere Herren; der älteste von allen war übrigens jedenfalls Ole Bull selbst, und dieser hatte bereits die zehn ersten meterhohen Blöcke des unge-

heuren Kolosses allein bestiegen und wollte anfangs gar nichts von der Beihülfe der Beduinen wissen, die bekanntlich jeden Hinaufsteigenden zur Unterstützung begleiten. Der kräftige Sohn der norwegischen Berge, dem schon im Knabenalter keine Felskuppe und keine Bergspitze zu hoch oder gar unerreichbar gewesen, fühlte sich trotz seiner sechsundsechszig Jahre, die er gerade an diesem Tage vollendete, so verjüngt, daß er behauptete, sich schämen zu müssen, wenn ihm noch vier oder sechs fremde Arme Beistand leisteten, um auf die Spitze zu gelangen. Weit wichtiger und zugleich Besorgniß erregender war ihm das Hinaufschaffen seiner Geige, und er selbst suchte sich zwei der kräftigsten Beduinen aus, die den Kasten mit seinem kostbaren Inhalte stets vor ihm hertragen mußten. In kaum einer Viertelstunde stand Ole Bull, und zwar der Erste von allen, bereits oben auf dem kleinen welthistorischen Plateau und begrüßte die vaterländische Flagge, die der aufmerksame Konsul an dem dortigen Flaggenstock hatte aufziehen lassen. Nach und nach langten auch die übrigen Gäste an, aber von allen Seiten klimmten und kletterten auch die Beduinen hinauf, denn es war unten schnell bekannt geworden, daß ein europäischer König aus dem fernen Norden einen „Spielmann" herabgesandt habe, um auf der Pyramide eine große „Fantasia" aufzuführen. Hätte man es in Kairo selbst gewußt, so wäre gewiß die halbe, wenn nicht die ganze dort anwesende Touristenwelt hinausgepilgert, in erster Reihe die Engländer

und Amerikaner, wenn auch nur, um später daheim erzählen zu können, „mit dabei gewesen zu sein."

Schon hatte Ole Bull Geige und Bogen aus dem Kasten herausgenommen und ein paar kräftige Striche gethan, wie wenn er sich versichern wollte, daß sie unversehrt den gefährlichen Weg zurückgelegt, dann richtete er sich in seiner ganzen Gestalt hoch auf und ließ den klaren Blick einige Minuten lang umherschweifen, um die wunderbare Welt unter sich zu betrachten. Zu seiner Rechten das Nilthal, bis in die verlorensten Fernen unermeßliche lichtgrüne Gefilde, und zwischen ihnen der breite, majestätische Strom, dessen Wellen wie flüssiges Silber heraufblitzten — zur Linken, gleich unermeßlich und unabsehbar, die lichtgelbe Wüste, von den sanftansteigenden Höhenzügen des Lybischen Gebirges begrenzt, und vor ihm zu seinen Füßen die weitgedehnte Khalifenstadt mit ihren Minarets, Kuppeln und Palmengärten, und Alles, Alles im blendendsten Sonnenglanze. Es war wie ein freudiges Aufjauchzen, als er nun plötzlich zu spielen anfing, wie Dankesruf an sein Geschick, das ihm vergönnte, hier oben zu stehen und dies großartig schöne Bild, das Ziel so vieler tausend Wünsche, mit eigenen Augen zu schauen . . . dann richtete er sich nach Norden, nach der Himmelsgegend seiner eigenen Heimath, und begann seine eigentliche Komposition.

Musik beschreibt und schildert sich nicht, vollends nicht in einer kurzen, anspruchslosen Erzählung, wie

die unſrige iſt, ſo daß wir, wie groß und ergreifend auch der Eindruck war, nur wenige Worte darüber ſagen können. In der reinen, windſtillen Luft dieſer Höhe — der höchſten unter allen Werken von Menſchenhand auf der ganzen Erde! — klangen die Töne ſo durchſichtig und klar und auch wieder ſo kraftvoll und gewaltig, daß man ſich wie von einer magiſchen Gewalt fortgeriſſen und in der innerſten Seele erſchüttert fühlte ... dann klagte es wieder wie zarte Mädchenſtimmen: es war die Sehnſucht nach den heimiſchen Bergen; und dann rauſchte es von Neuem wie Triumphgeſang eines Helden, der ſtolz iſt auf ſein ſchönes Vaterland.

Wie Uhland den Münſterthurm erzittern läßt, als der junge Goethe oben ſeinen Namen einmeißelte:

„ ... Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf,
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf. ...“

ſo liegt hier ein ähnlicher Vergleich nahe, und in dem ſechstauſendjährigen Königsgrabe im Innern der Pyramide mag gleichfalls von dieſen Tönen ein Echo nachgeklungen haben. Und damit dieſer ſchönen poetiſchen Stunde nichts fehle, ſtiegen gerade, als der Künſtler den letzten Saitenſtrich gethan, zwei gewaltige Pelikane aus dem Nilthale auf und zogen mit ſilbernem Flügelſchlage nach Norden, wie wenn ſie die Kunde von dem glücklichen Gelingen des Unternehmens überbringen wollten. Die Beduinen, dieſe Naturkinder,

die während des Spiels unbeweglich wie Steinbilder im Kreise herumlagerten, sprangen, als der Künstler geendigt hatte, wie elektrisirt auf und riefen ein lautes, wiederholtes „Allah! Allah!“ als höchsten Ausdruck ihrer Bewunderung.

So hatte denn Ole Bull sein gegebenes Wort gelöst; kaum nach Kairo zurückgekommen, schickte er ein Telegramm an den König von Schweden, um denselben davon zu benachrichtigen, und schon am Vormittage des nächsten Tages traf die königliche Antwort ein.*) Die seltsame Pyramidenfahrt des Künstlers wurde natürlich schnell in Kairo bekannt, und der Khedive selbst machte ihm in der Audienz ein Kompliment über seinen Muth und seine jugendliche Kraft. Ole Bull gab darauf ein Konzert im Opernhause und erntete reiche Lorbeeren, Blumen, Kränze und sogar Gedichte, vorzüglich durch den „Carneval von Venedig“, in welchem er seine unglaubliche

*) Die Telegramme lauteten:

„An den König Oskar in Christiania.

Meinem zu Drottningholm gegebenen Versprechen gemäß, spielte ich heute an meinem sechsundsechszigsten Geburtstage auf der Spitze der Cheopspyramide zu Ehren Norwegens und seines geliebten Königs mein Saeterbesöget. Ole Bull.“

Und die Antwort des Königs:

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Telegramm und freue mich mit der Königin über alle Ihre Erfolge.

Oscar.“

Virtuosität auf das Glänzendste dokumentirte. Aber sein norwegisches Alpenlied spielte er nicht wieder.

Er blieb noch einige Tage in der stillen, gastlichen Häuslichkeit des schwedischen Konsuls, um dann in Alexandria ein Konzert zu geben und schließlich nach Europa zurückzukehren. Wer aber das Glück hatte, in der schönen schwedischen Villa den Meister im vertraulichen Freundeskreise spielen zu hören, vollends an einem duftigen, lauen Mondscheinabend (der Februar ist Kairo's Blüthenmonat) und überdies den liebenswürdigen, gemüthreichen Menschen näher kennen lernte, der bewahrt gewiß dem nordischen Künstler auf lange hin ein sympathisches Andenken, und das um so herzlicher und dauernder, je seltener hier zu Lande derartige Begegnungen und Genüsse sind.

X.

Die Muskih.

„Wer Vaterlands- und Europamüde ist, wer einmal ganz was Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswundern will, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blasirt ist, direkt nach Kairo und dort in die Muskih."

Bogumil Goltz.

„Ein Kleinstädter in Aegypten."

Es gibt im Grunde seit dem Regierungsantritte des jetzigen Vicekönigs, also seit 12 Jahren, ein doppeltes Kairo: ein altes und ein neues. Das neue liegt im Westen nach dem Nil hin und besteht aus großartig angelegten Boulevards und breiten makadamisirten Fahrstraßen, mit freien Plätzen und Gartenanlagen, ganz im europäischen und speciell im Pariser Geschmack. Wer Paris zur Zeit seiner gewaltigen Umwandlung durch Haußmann, den „Stadtkaiser", wie man ihn damals nannte, gesehen hat, erstaunt, hier in Kairo etwas ganz Aehnliches zu finden, allerdings im Vergleich zu der Weltstadt an der Seine sehr en miniature, aber doch noch immer bedeutend genug, um wirklich Bewunderung zu erregen. Namentlich Abends ist dieser Eindruck imposant, denn die in langen Perspektiven sich hinziehenden doppelten Linien der Gaslaternen täuschen von Weitem das Auge und

man meint, eine Menge bewohnter Straßen zu sehen, wo vor der Hand nur die Anlage zu solchen existirt. Aber es wird doch rüstig überall gebaut; neue Landhäuser, von größeren und kleineren Gärten umgeben, entstehen nach allen Seiten, und wenn das noch ein weiteres Decennium fortdauert (was freilich hier im Orient nicht so sicher ist, wie bei uns zu Hause), so wird die Umwandlung eine wahrhaft epochemachende sein, und der Khedive wird sich damit ein schönes und dauerndes Denkmal gesetzt haben.

Trotzdem hat dieser neue Stadttheil von Kairo, der nach seinem Gründer Ismaïlia genannt wird, für den Europäer kein besonderes Interesse; es müßte denn bei längerem Aufenthalt in ihm der leichtverzeihliche Wunsch aufsteigen, eine von jenen hübschen und eleganten Villen als Eigenthum zu besitzen, um dort unter breitblättrigen Bananen und hohen Fächerpalmen im dolce far niente seine Tage zu verbringen, oder auch der andere Wunsch, ein Freund des Vicekönigs zu sein und von demselben eine solche Villa zum Geschenk zu erhalten, was auch schon dagewesen ist — sonst wüßte ich wirklich kaum einen Anziehungspunkt für jene Gegend.

Das eigentliche orientalische Leben, das doch für den Fremden immer die Hauptsache bleibt, ist dort nirgends zu finden; um das zu sehen und zu genießen, muß man sich in den alten Stadttheil begeben, wohin der Demolitionshammer noch nicht gekommen ist und auch wohl schwerlich jemals kommen wird. Dahin

bitte ich den freundlichen Leſer, mich heute zu begleiten; der Weg iſt hin und wieder vielleicht etwas beſchwerlich, aber jedenfalls lohnend, denn er bekommt dort Allerlei zu ſehen, wovon er ſich in ſeiner deutſchen Heimat wohl nie etwas träumen ließ. Es iſt wirklich eine neue Welt, die ſich dort aufthut und zwar eine Welt der wunderbarſten, man möchte ſagen märchenhaften Eindrücke und Erſcheinungen der bunteſten, heterogenſten Geſtalten und Bilder, ein ſeltſames, immer wechſelndes Kaleidoſkop, das ſich die kühnſte Phantaſie nie ſo ausmalen kann, wie es in Wirklichkeit iſt . . . mit einem Worte, der Orient wie er leibt und lebt.

Die Muskih! Dieſer Name ſchließt das Alles und noch hundert und tauſend andere Dinge in ſich, etwa wie man in Paris von den Champs Elysées und den Boulevards, in London von Regent street und London bridge, in Berlin von den Linden und der Friedrichsſtraße, oder in Wien vom Ring und vom Prater ſpricht, und was derartige Vergleiche mit europäiſchen Hauptſtädten mehr ſind. Nur daß dieſe Vergleiche an ſich ſchon gar nicht ſtatthaft ſind, denn der Unterſchied iſt ein zu großer und zugleich zu eigenartiger, und wie Bogumil Goltz in ſeinem vortrefflichen Buche über Aegypten, das ſeinem Verdienſt nach lange nicht genug bekannt iſt, ſehr richtig ſagt:

„An all den obenerwähnten Orten ſieht man nur den Schatten, das Vorſpiel jener babyloniſchen Verwirrung, wie ſie uns in der Muskih auf Schritt und Tritt begegnet.“

Und da ich gerade Goltz citire, so will ich noch eine andere Bemerkung von ihm über denselben Gegenstand einschalten, die überaus wahr und bezeichnend ist:

„Man behauptet, die Schilderung des Gassenlebens in Kairo sei nicht selten übertrieben worden. Allerdings finden sich die verschiedenen Scenen, Kuriositäten und Bilder nicht alle Tage und Stunden in allen Gassen so auf einem Punkte vereint, wie sich das der Leser gewöhnlich einzubilden pflegt; aber gleichwohl kann der Accent nicht stark genug auf die Wahrheit und Thatsache gelegt werden, daß die übertriebenste Schilderung von den Scenen in Kairo und Aegypten überhaupt nicht im Entferntesten den Eindruck auszusprechen oder im Leser zu erzeugen vermag, den die Wirklichkeit unmittelbar auf die Sinne des Zuschauers hervorruft."

Und was Goltz hier von dem Gassenleben und von Aegypten überhaupt sagt, gilt in höchster Potenz von der Muskih, wo sich Alles im Superlativ konzentrirt.

Aber ein flüchtiges Durchwandern zu Fuß, zu Esel oder zu Wagen, wie es die meisten Touristen thun, und im Grunde bei einem kurzen Aufenthalt auch nur thun können, genügt bei Weitem nicht, um die Muskih und Alles, was in ihr vorgeht, genau kennen zu lernen; dazu muß man längere Zeit in ihr wohnen, sein Zelt (um eine orientalische Redefigur zu gebrauchen) in ihrer Mitte aufschlagen und Tag für Tag und zu jeder Zeit und Stunde des Tages auf seinem Posten sein, ja sogar manchmal mitten in der Nacht aufstehen, um einen Fackelzug zu irgend einer Feierlichkeit oder dergleichen anzuschauen, auch weder

Hitze, Lärm und Gedränge, noch sonstiges Ungemach scheuen, um Alles zu sehen und zu beobachten und, was die Hauptsache ist, zu notiren. Man muß sich ferner mit den Eingeborenen, mit Leuten aus dem Volke, näher bekannt machen und auch, so gut es gehen will, ein bischen Arabisch lernen, um sich mancherlei Fremdartiges erklären zu lassen und das Eine oder Andere selbst und direkt zu verstehen — kurz, man muß ein spezielles Studium aus dem gesammten Leben und Treiben machen, wie wir es wirklich einige Monate lang gethan haben, wenn man anders kein allzu oberflächliches, sondern ein einigermaßen getreues Bild liefern will; wobei wir auch alsdann noch, wenigstens für unsere heutige Schilderung, sehr bebescheiden an das obenerwähnte Wort von Goltz erinnern müssen.

Und so lasse ich denn endlich, nach dieser etwas lang gewordenen Einleitung, den Vorhang aufgehen und lade Alle freundlichst ein, sich dies Kaleidoskop, vielleicht das großartigste des ganzen Orients, näher zu beschauen.

* * *

Die Muskih ist die Hauptstraße und deshalb die Hauptverkehrsader des eigentlichen alten und wirklichen Kairo, sie zieht sich von Westen nach Osten wie eine Riesenschlange durch die ganze Khalifenstadt, und wohl jeder Fremde wird bei ihrem ersten Anblick zunächst von einem Gefühl der Ueberraschung und des Staunens ergriffen. Dies ist übrigens sehr natürlich. Wer

nämlich mit der Eisenbahn von Alexandria in Kairo eintrifft, fährt anfangs durch den neuen Stadttheil, dessen gerade Straßen mit ihren regelmäßigen meist dreistöckigen Häusern nichts Bemerkenswerthes haben, im Gegentheil, bei einem Vergleich mit europäischen Hauptstädten, weit hinter diesen zurückstehen; ja, man äußert wohl gar seine Verwunderung unwillkürlich durch den Ausruf: „Ist denn Das der Orient, von dem wir daheim so viel gelesen und gehört haben und der ja in Kairo noch glänzender und noch vollständiger sein soll, als anderswo, selbst Konstantinopel nicht ausgenommen?“ — Nur gemach und wenige Minuten Geduld. Es bedarf nur noch einer Wendung des Weges, durch zwei, drei kleine Seitenstraßen, und wir fahren in die Muskih ein und befinden uns nun plötzlich mitten im Orient, und das in der vollsten und umfassendsten Bedeutung des Wortes . . . in einer neuen Welt.

Aber wir sind bereits, ohne unseres Erstaunens Herr zu werden, im Hôtel du Nil angekommen, das rechts, nicht weit vom Eingang der Muskih, liegt und das wir schon um dieser Lage willen jedem Fremden angelegentlichst empfehlen*), und erst später nach längerem Aufenthalt werden wir im Stande sein, den überwältigenden Eindruck zu bemeistern.

---

*) Wir verweisen in dieser Beziehung auf die besondere Schilderung: Der Palmengarten des Hôtel du Nil.

Aber auch dann noch heißt es mit Recht: wo anfangen und wo enden? denn man wird von dem Gewühl, von dem wilden und lärmenden Treiben der Muskih, das in mehr als einer Hinsicht dem bunteſten Faſching gleicht, anfangs ſo ergriffen, ſo betäubt, ja ſo erdrückt, möchte ich faſt ſagen, daß man große Mühe hat, ſeine fünf Sinne geſund zu erhalten, und geraume Zeit gebraucht, um zu einer ruhigen und unbefangenen Betrachtung zu gelangen. —

Man kann ſich daher leicht denken, wie froh ich war, als mich nach einigen Monaten ein befreundeter Landsmann, der gerade mitten in der Muskih wohnt, einlud, auf einige Zeit zu ihm zu ziehen, um, wie er ſich ausdrückte, dort meine Spezialſtudien zu machen. Nun hatte ich, was ich mir lange gewünſcht, und konnte mich ganz meinen Beobachtungen hingeben.

Als Straße iſt übrigens die Muskih keineswegs ganz arabiſch, denn die meiſt zwei- und dreiſtöckigen Häuſer tragen faſt durchweg ein europäiſches Gepräge, auch haben ſie ſämmtlich Glasfenſter und grüne Jalouſien, die am Tage wegen der Hitze dicht geſchloſſen ſind. Auch die vielen hölzernen Balkone erinnern ganz an die Häuſer des ſüdlichen Europa. Auffallend iſt nur, daß ſehr viele Häuſer oben, wo das platte Dach beginnt, einen gewölbten gleichfalls hölzernen Vorbau haben, der weit über die Straße hinüberreicht, ſo daß man nur einen ſchmalen Streifen des Himmels ſieht; dieſer Vorbau, der in der Regel buntfarbig, grün, roth und gelb bemalt iſt, hält die Sonnenſtrahlen ab

und gibt die nöthige Kühle, namentlich in den acht heißen Monaten. Wo derselbe fehlt, sind die Häuser oft mit Balken und darüber gelegten Brettern verbunden, die ein noch vollkommeneres Dach bilden und zugleich ein angenehmes Halbdunkel hervorbringen, das den Augen bei der intensiven Helle des afrikanischen Himmels sehr wohlthut. In der letzten Zeit hat man leider viele von diesen Holzdächern entfernt, denn, wie es scheint, will man auch die Muskih modernisiren. Man hätte, wenn man in dieser Beziehung etwas thun wollte, unserer Meinung nach, lieber damit anfangen sollen, sie zu pflastern, oder zu makadamisiren, denn bis jetzt besteht der Boden aus natürlicher Erde, wie bei uns ein gewöhnlicher Feldweg auf dem platten Lande. Dabei hat sich, weil man nach orientalischer Sitte allen Kehricht und sonstigen Unrath ungenirt auf die Straße wirft, seit undenklichen Epochen eine Art Humusschicht gebildet (um kein häßlicheres Wort zu gebrauchen), die man von Zeit zu Zeit, wenn sie gar zu dick wird, aufschlägt und fortschafft; das ist so ziemlich die ganze Straßenreinigung der Muskih, die in den neuen Stadttheilen weit sorgfältiger gehandhabt wird, wo man wirklich schon Besen, Schaufeln und Karren funktioniren sieht.

So würde man in der Muskih auch Trottoirs vergebens suchen, die man ebenfalls nur im Neubau antrifft und die man überhaupt in den Straßen der orientalischen Städte nicht kennt. Alles geht, reitet und fährt bunt durcheinander, und es ist mir bis auf

den heutigen Tag ein ewiges Räthsel geblieben, daß in dem unbeschreiblichen Gewirre und Gedränge nicht mehr Unglücksfälle vorkommen, die, wie Jeder weiß, dort zu den größten Seltenheiten gehören.

Ganz orientalisch ist also auch die Muskih längst nicht mehr, schon der vielen europäischen Läden und Magazine wegen, die sich dort nach und nach etablirt haben. Für uns bieten dieselben natürlich nur ein untergeordnetes Interesse, denn wenn sie wirklich hübsch sind (und es gibt manche stattliche darunter), so erinnern sie doch nur an die Läden in europäischen großen und kleinen Städten, und der schönste von Kairo bedeutet noch immer zehnmal weniger als einer seines Gleichen in Deutschland, Frankreich oder sonst wo. Dabei sind die Preise immer außerordentlich hoch und man thut gut, sich bei seinen Einkäufen vorzusehen. Dahin gehören namentlich die Juweliere, die Modehändler, auch die Läden mit ihren ewigen articles de Paris in unächten Gold- und Silberwaaren, stets mit französischen und hier und da auch wohl italienischen Aushängeschildern, ferner unzählige Herrenkleider-Magazine, immer „direkt aus Wien oder Paris", von denen nur die wenigsten sich eines soliden Rufes erfreuen. Weiter hinauf kommen mehr und mehr arabische Läden, die für uns viel interessanter sind und von denen wir im Verlaufe unserer Schilderung noch manche zeigen werden.

Natürlich ist die Muskih zu den verschiedenen Tageszeiten auch verschieden belebt und wir wollen,

um es dem Leſer bequem zu machen, mit dem frühen Morgen beginnen.

Schon vor Sonnenaufgang hören wir ein lautes labáhn! labáhn! (Milch! Milch!) von allen Seiten: die Ziegenhirten, meiſt kleine Beduinenknaben, treiben ihre Heerden durch die Stadt und melken überall auf der Straße, wo man ſie anruft. Die dunkelbraunen Bürſchchen ſehen recht nett aus, aber nacktbeinig wie ſie ſind, beſteht ihre ganze Toilette aus einem blauen Baumwollenhemde und einem weißen Turban. Durchtrieben ſind ſie alle und ſie verſtehen ſich vortrefflich darauf, beim Melken ſo viel Schaum zu machen, daß man im Grunde nur die halbe Portion Milch bekommt. Nun wird er geſcholten: batál! batál! (Pfui! Pfui!)*) er lacht verſchmitzt und zeigt dabei ſeine prächtigen Zähne, melkt übrigens noch ein wenig, verlangt aber dann ſeinen Bakſchiſch. Nach den Ziegenhirten kommen die Theeverkäufer mit ihrem durchdringenden: aïa tschaï! (hier iſt Thee!) Es ſind gewöhnlich Perſer und manche von ihnen ſind recht hübſch koſtümirt mit buntem Turban, farbigem Kaftan und einem breiten gleichfalls bunten

*) Batál heißt eigentlich ſchlecht; es wird aber viel im obigen Sinne gebraucht. Uebrigens handelt es ſich in dieſen Bänden für uns nicht um arabiſche Sprachſtudien; ich citire nur dann und wann einige arabiſche Wörter und Redensarten und namentlich die Straßenrufe der kleinen Händler und Verkäufer, um meinen Arbeiten den nöthigen Lokalton zu geben.

Kaſchmirſhawl als Leibbinde. Ihr ganzer Apparat iſt ſehr appetitlich; die ſpiegelblanke große meſſingene Theekanne mit dem Kohlenbecken tragen ſie beſonders und alles Uebrige in einem offenen Blechkaſten mit einem Riemen um den Hals: Gläſer, Schälchen, Löffel, Zucker und Zwieback — ein Wink und er bereitet mit zierlicher Hand das Getränk und kredenzt es mit Allah und salahm. Er hat auch einen Waſſerbehälter, um die gebrauchten Gläſer zu waſchen, und ein ſauberes Tuch, um ſie abzutrocknen. Seine Kunden ſind meiſtens die kleinen Ladenbeſitzer, die ſchon ihr Thürchen offen haben, und die Berberiner, d. h. die Diener aus vornehmen Häuſern, die auf dieſe Weiſe ihr erſtes Frühſtück verzehren. Aber auch alte Araber und ſonſt Leute aus dem Volk, die zufällig vorübergehen, halten an, hocken nieder und trinken. Sind es mehrere, ſo bleiben ſie natürlich noch eine Weile ſitzen, um zu ſchwatzen und zu rauchen.

Schon hier will ich die Bemerkung einſchalten, daß man im Orient, wenigſtens in den unteren Volksklaſſen, faſt Alles draußen im Freien und auf der Straße abmacht, namentlich Eſſen und Trinken und Schlafen, wie denn auch alle Kaffeehäuſer ſo gut wie im Freien, unter ausgeſpannten Zelten oder Dächern aus Palmflechtwerk, etablirt ſind. Das ewig ſchöne Wetter, zumal in Kairo, wo es alljährlich nur drei oder vier Regentage gibt (im Januar oder Februar) begünſtigt dieſe Sitte ungemein. Jetzt kommen auch ſchon die Brotverkäufer mit ihrem langgedehnten Rufe:

sarrihr! sarrihr! was mir Niemand recht übersetzen konnte. Es ist dies das eigentliche Volksbrot, weiche, runde und nach unserem Begriff nur halbausgebackene Durrahfladen; sie sind inwendig hohl und der gemeine Mann füllt sie mit Datteln, steckt sie in die Brusttasche seines Kaftans und hat solchergestalt sein Mittags- und Abendessen immer zur Hand. Einen Trunk Nilwasser dazu und er ist zufrieden: eine Mäßigkeit und Genügsamkeit, wovon wir europäischen Nordländer gar keinen Begriff haben. Ein deutscher Arbeiter, ein Maurer oder Zimmermann z. B., der täglich und in der Regel zweimal sein gutes Fleischgericht mit Kartoffeln, sein Bier und (nicht zu vergessen!) seinen Schnaps haben muß, würde wohl ein eigenthümliches Gesicht zu dieser arabischen Mahlzeit machen, und doch arbeiten diese Aegypter ebenso anhaltend und tüchtig wie andere und sind dabei kräftig und unverdrossen. Haben doch ihre Vorfahren die größten Bauwerke der Welt gebaut, die Pyramiden, und auch nichts anderes gegessen als Durrah- und Gerstenbrot, Zwiebeln und Rüben, wie die aufgefundenen Hieroglyphen bezeugen, und Nilwasser dazu getrunken!

Man kann übrigens in Kairo auch besser frühstücken, wenngleich noch immer auf der Straße. Ein solcher Frühstückshändler geht gerade vorüber; auf einem breiten Holzbrett, das er auf dem Kopfe trägt, stehen alle seine Gerichte, unter dem Arm hat er ein kleines Gestell zum Aufklappen, die Kunden erscheinen, er setzt seinen Frühstückstisch zurecht und servirt. Es

ist der Mühe werth, seine Gerichte etwas näher zu betrachten: zunächst die Brotfladen, die wir bereits kennen, alsdann gekochte Rüben und Zwiebeln, aber kalt und in Essig, desgleichen saure Gurken und hartgesottene Eier, ferner kleine gebratene Fleischkuchen, ein seltsames Mixtum kompositum von gehacktem Fleisch und allerlei Grünzeug, und als Hauptschüssel das Nationalgericht des aegyptischen Volkes: full medemmes, gedämpfte Bohnen in pikanter Oelsauce. Meine Leserinnen, die an ihren Morgenkaffee mit Milchbrödchen oder an ihre Schokolade denken, rümpfen gewiß die Nase über dies arabische Frühstück, aber andere Länder, andere Sitten. Das Serviren ist sehr einfach. Wer hungrig ist, nimmt sich eines von den weichen, lappenartigen Broten, legt es auseinander und läßt sich aus irgend einer Schüssel, oft auch aus mehreren, etwas hineinthun und verspeist es dann wohlgemuth, im Weitergehen oder Niederhocken, nachdem er etwa 20 bis 30 Para dafür bezahlt hat, in deutschem Gelde einen halben oder einen ganzen Groschen.

Mittlerweile haben sich immer mehr Läden geöffnet und die Straße wird belebter. Natürlich reden wir hier nur von den arabischen Läden, die in der oberen Hälfte der Muskih immer zahlreicher werden und deren sich der Leser wohl noch aus einer früheren Schilderung erinnert.*) Die Händler und Kaufleute

*) Das große Beiramfest.

legen den bunten Teppich auf der Schwelle zurecht, putzen, kramen und stäuben ab, setzen sich dann mit untergeschlagenen Beinen nieder und erwarten die Kunden. Manche verrichten auch wohl noch vorher ihr Gebet, zu welchem Zwecke sie einen anderen feineren Teppich (den sogenannten Gebetsteppich) ausbreiten, auf den sie sich mit nach Osten (nach Mekka) gewendetem Antlitz niederwerfen und unter mehrfachem Anrufen Allah's die vorgeschriebenen Gebete murmeln.

Unterdessen ist es auch in den Kaffeehäusern lebendig geworden; die schwarzen Diener haben die leichten Bänke aus Palmstäben vor die Thür gesetzt, Teppiche darüber gebreitet, und hier und da nimmt schon ein alter Moslim Platz, läßt sich den Tschibuk reichen, oder auch den Nargileh (die Wasserpfeife) und den duftenden Mokkatrank dazu. Dann eilen die Diener mit den Täßchen und Schälchen und mit kleinen gefüllten Kännchen über die Straße, nach rechts und links und hinauf und hinunter, und bringen Jedem, der es verlangt, den Kaffee vor die Thür. Im Hintergrunde des Kaffeehauses selbst sehen wir zwei braune Knaben, deren ganze Toilette aus einem Beinkleide besteht, das nicht viel länger ist als eine Badehose, beschäftigt, die gerösteten Bohnen in einem großen Mörser zu zerstampfen*) — keine kleine Arbeit, denn

*) Diese Mörser sind fast immer aus Stein, und zwar aus grauem, oder noch besser aus jenem rothen porphyrartigen Granit, aus welchem auch die Obelisken bestehen; die langen kolbenartigen Stößel aber aus einer

die Bohnen müssen zu ganz feinem Mehl werden; gemahlenen Kaffee, wie bei uns in Europa, trinkt der Araber nicht, und wenn zufällig die Rede darauf kommt, so wird er böse und behauptet, wir verständen nichts davon. Von diesem Kaffeemehl werden nun, je nach der Anzahl der Täßchen, einige Löffel voll in die langgestielte kupferne Kanne gethan, kochendes Wasser darauf gegossen und mit einem Stäbchen umgerührt, alsdann (aber nur zum Aufwallen) an das Kohlenfeuer gesetzt und sofort wieder zurückgezogen und nun gleich ausgeschenkt, so daß man immer von dem Satz mitbekommt, und zwar ohne weitere Zuthat an Zucker oder Milch (die obenerwähnte Ziegenmilch war nur für die Levantiner und Europäer, und höchstens für die kleinen Kinder der arabischen Familien). Der auf diese Weise bereitete Kaffee ist sehr stark, weshalb er auch immer nur in kleinen Dosen getrunken wird, und der Europäer, der an den filtrirten Kaffee mit Zucker und Rahm gewöhnt ist, braucht erst eine geraume Zeit, um ihm Geschmack abzugewinnen. Später freilich findet er ihn in der Regel vortrefflich und seltsamer Weise gerade in den heißesten Monaten sehr erquickend.

Ich bitte den Leser wegen dieser etwas umständ-

Art Ebenholz, das hart wie Eisen ist. Haben Mörser und Stößel bereits mehrere Jahre gedient, so werden sie sehr theuer bezahlt, weil sie dann vollständig von Kaffeïn durchdrungen sind; ganz alte, die vom Vater auf den Sohn forterben, sind geradezu unschätzbar.

lichen Besprechung um Entschuldigung. Der Kaffee ist, außer dem Wasser, so ziemlich das einzige Getränk des Aegypters, dem der Koran den Wein und alle sonstigen Spirituosen, auch das Bier, streng verbietet — ein Gesetz, das allerdings in den höheren Klassen der mohammedanischen Gesellschaft vielfach umgangen wird, wenigstens in Bezug auf den Champagner, den die Beys und Paschas sehr gern trinken, ihn aber, wie bereits gesagt, als „Limonade" qualifiziren, die erlaubt ist.

Seltsame, langgedehnte Rufe von Knabenstimmen, fast wie Gesang, treffen unser Ohr, die Schlußworte sind stets: boje gedihd! boje gedihd! Es sind die Schuh- und Stiefelputzer, die von früh bis spät die Muskih auf- und abziehen und Jeden bedienen, der sie anruft. Manche von ihnen haben eine so blankschwarze Hautfarbe, als hätten sie sich selbst gewichst. Auch ihre ganze Bekleidung besteht in dem kurzen blauen Baumwollenhemde und der braunen Filzkappe, um die sie, wenn es hoch kommt, ein weißes, oder doch einmal weiß gewesenes Turbantuch wickeln: kleine Proletarier, die nur wenige Piaster zu ihrem täglichen Unterhalt brauchen, Nachts unter irgend einem Baum oder Thorweg schlafen und dabei immer singen und vergnügt sind. Manchmal führt ihnen das Glück einen Fremden zu, der sie reichlicher bezahlt, dann laufen sie jubelnd zum nächsten ambulanten Kuchen- oder Pastetenhändler und kaufen ein, theilen aber brüderlich mit ihren braunen und schwarzen Kameraden. Das denkt nicht an den nächsten Tag, sorgt um nichts

und quält sich um nichts, „und der himmlische Vater ernährt sie doch.“

Die Sonne ist höher gestiegen, und obwohl es kaum acht Uhr ist, so beginnt es doch schon heiß zu werden.*) Nun erscheinen die Wasserträger, die Saqqâs, um die Straße zu besprengen, weil man sonst vor Staub geradezu umkommen würde. Sie tragen das Wasser in großen schwarzbehaarten Bocks- oder Ziegenschläuchen auf dem Rücken, und diese Schläuche, denen man sogar die vier Beine und den Schwanz gelassen und nur den Kopf abgeschnitten hat, haben ein so kurioses und unheimliches Ansehen, daß der humoristische Vogumil Goltz sie für eine fabelhafte Robbenart oder für neuholländische Schnabelthiere hielt, bis er endlich dahinterkam, zu welchem Gebrauch sie dienten. Diese Leute sind außerordentlich geschickt und spritzen im Gehen einen weiten, halbkreisförmigen Strahl immer vor sich hin. Auch ihre Kollegen, die feineren

*) Dies gilt für Kairo von wenigstens 8 bis 9 Monaten des Jahres. Nur Dezember, Januar und Februar sind kühler, obwohl es dann um die Mitte des Tages und namentlich in den ersten Nachmittagsstunden noch immer sehr warm ist, so daß man stets in leichter Kleidung ausgehen kann und wohl daran thut, seinen Sonnenschirm nicht zu vergessen. Merkwürdiger Weise ist das Klima von Alexandria, das doch nur um anderthalb Grad nördlicher liegt, weit kälter und es regnet auch dort weit häufiger, als in Kairo, was wohl auf Rechnung des nahen Meeres und der vielen Kanäle, die das Delta durchschneiden, zu setzen ist.

Saqqas, erscheinen, die Trinkwasser verkaufen und die unaufhörlich mit ihren messingenen Schalen klingeln und klappern. Wir kennen sie bereits aus einer früheren Schilderung, wo wir sogar für einen Silberpiaster den grand seigneur spielten und an die Vorübergehenden Wasser gratis ausschenken ließen. Sebihl atschahn!*)

Aber mit dem Wasser allein begnügt sich der Aegypter und überhaupt der Orientale nicht, und gerade weil ihm die geistigen Getränke verboten sind, hat er andere harmlosere und ungefährlichere erfunden, die er sich wohl schmecken läßt. Dahin gehören allerlei Sorten Limonade, Rosinen-, Süßholz- und auch bloßes Zuckerwasser, ferner ein Aufguß auf Datteln, Johannisbrot und Orangenschalen u. dgl. mehr. Wohl in keinem Lande der Welt wird so viel und unaufhörlich getrunken, wie im Orient, was allerdings in dem heißen Klima seinen Grund hat, und in Kairo zumal, wo das heiße Klima zugleich ein trockenes ist. Zur Zeit des Chamsihn, jenes heißen Wüstenwindes, von dem auch wir bereits sprachen, der im April und Mai weht und an manchen Tagen zu einer solchen Kalamität wird, daß man kaum das Haus zu verlassen wagt, fühlt man sich Tag und Nacht von einem unauslöschlichen Durste geplagt, und dann ist jede Flüssigkeit, wenn sie nur kühl ist, willkommen. Aber auch während des ganzen Sommers wird man

*) Der Nil und sein Wasser.

in Aegypten unwillkürlich zum Trinker, freilich zu einem unschuldigen, denn auch dem Europäer ist dringend anzurathen, sich soviel wie möglich aller Spirituosen zu enthalten und nur bei Tische etwas Wein, am besten mit Wasser vermischt, zu trinken.*)

Ich würde zu lang werden, vorzüglich im Hinblick auf so vieles Andere, was ich noch zu schildern habe, wenn ich alle diese Getränkhändler, die durch die Muskih ziehen, dem Leser vorführen wollte. Ich will deßhalb nur einige flüchtig erwähnen. Da ist zuerst der Limonadenverkäufer, ein Perser in schmuckem Kostüm und dem unaufhörlichen Rufe: limonatáh, wobei er den Ton langgedehnt auf die letzte Silbe setzt. Er trägt an einem breiten Riemen eine große längliche Tonne von hellgrünem Glase, das Spundloch mit einem hübschen Blumenstrauß geziert . . . Schade, daß ich keine Photographie von ihm beilegen kann,

*) Eine harte Aufgabe für Manche, namentlich für Süddeutsche, die seit Jahren daheim an „ihren täglichen Schoppen" und an mehr als einen gewöhnt sind. Aber es ist dennoch sehr rathsam, der obigen Vorschrift nachzukommen, denn gerade das in Kairo feilgebotene deutsche, schwedische und englische Exportbier ist, eben seiner besseren Konservirung wegen, stark mit Alkohol versetzt, und der allzuhäufige Genuß zieht allerlei Krankheiten, vorzüglich Leberleiden nach sich. Vielleicht in keinem Lande, als gerade in Aegypten, ist dem Fremden so sehr Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in allen materiellen Dingen zu empfehlen, will er anders das Gegentheil nicht früher oder später theuer d. h. mit schwerer Krankheit bezahlen.

aber es müßte, um den vollen Effekt zu machen, eine farbige sein. Er hat mir oft, wenn ich Nachmittags vor der Thür unseres Hauses saß, ein Glas seiner Limonade mit itfi el harara (lösche die Hitze) kredenzt und ich habe sie stets vortrefflich gefunden.

Dann kommt der Rosinenwasserverkäufer mit lautem, langgedehntem und fast wehmüthigem alia amba! dem ein schnarrendes scharruhb folgt, wenn er nämlich auch Johannisbrot seinen Rosinen hinzugefügt hat. Aber sein braunes Getränk mundet wohl nur einem arabischen Gaumen, und der gute Mann lachte, als ich das volle Glas, nachdem ich daran genippt, einem jungen Berberiner gab, der zufällig mit sehnsüchtigen Blicken in der Nähe stand und es auch sofort auf einen Zug leerte.

Der Eisverkäufer, der sich übrigens erst in den heißen Nachmittagsstunden hören läßt: talk! gelid! (Eis! Schnee!) ist schon vornehmer; er ruft nach den Fenstern hinauf, wo sich leise eine Jalousie öffnet und eine Levantinerin sichtbar wird, oder eine verschleierte sitt (eine arabische Dame), und ihn herbeiwinkt. Auch kleine schwarze Diener springen wie Katzen über die Straße und holen ein Schüsselchen Gefrorenes für ihre Herrschaft. Diese Industrie ist übrigens eine moderne und erst durch die Eisfabriken in Schwung gekommen, die im Laufe der letzten Jahre von europäischen Spekulanten angelegt wurden.

Nun gehen auch schon arabische Hausfrauen vorüber, von ihrem Diener, gewöhnlich einem schwarzen

Sklaven, gefolgt, der den Korb für die Markteinkäufe trägt. Diese Frauen, die dem Mittelstande angehören, sind in der Regel ganz weiß gekleidet, mit dichtem weißen Gesichtsschleier, der kaum die Augen frei läßt; den Kopf bedeckt außerdem noch ein langes, weißes Tuch, das bis auf den Boden herabfällt. In der Straße einer deutschen Stadt würde eine solche Erscheinung ungeheures Aufsehen machen und einen Zusammenlauf hervorrufen; hier im Orient, wo man sie zu hunderten und tausenden sieht, beachtet man sie natürlich nicht weiter; für uns Europäer sind sie aber in der ersten Zeit nach unserer Ankunft ein außerordentliches Kuriosum, und ich weiß noch sehr gut, wie ich anfangs immer stehen blieb und die weißverhüllte Donna von oben bis unten betrachtete, ob es denn gar nicht möglich sei, etwas von ihren Gesichtszügen zu erkennen, doch stets vergebens. Bei den vornehmeren Frauen ist der Schleier aus dünnerem Stoffe und bei den eigentlichen Haremsdamen aus so feiner Gaze, daß er im Grunde nur noch der Form wegen da ist und fast gar nichts mehr verhüllt.

Aber diese Damen zeigen sich öffentlich nur im Wagen, noch dazu von reitenden Kawassen und Eunuchen umgeben, die in früheren Zeiten mit ihren Nilpferdpeitschen rücksichtslos auf Alle einhieben, die nicht schnell genug Platz machten; jetzt ist man längst manierlicher geworden, aber es gehört nach mohammedanischen Begriffen nicht zum guten Ton, eine Dame vom Stande überhaupt nur anzusehen. Was

würden unsere jungen Stutzer in Deutschland oder Frankreich dazu sagen, die beim Ausgang aus dem Theater und leider auch aus der Kirche die Damen stets die Revue passiren lassen? Im Orient würde man das geradezu entsetzlich finden. —

Die Frauen vom Lande, die jeden Morgen in großer Anzahl zur Stadt kommen, tragen ein ähnliches Kostüm, aber nicht von weißem, sondern von blauem Baumwollenzeuge und dazu einen schwarzen Gesichtsschleier, und selbst die ärmste hat immer irgend ein Schmuckstück, wenn auch nur ein Hals- oder Armband von bunten Glasperlen und große Ohrringe von Messing. Bei den Reicheren sieht man übrigens auch ächten Goldschmuck, so namentlich breite Colliers mit herabhängenden Goldmünzen, und der Gesichtsschleier ist gleichfalls oft mit solchen Münzen behängt, was sehr komisch aussieht. Noch komischer aber, und wirklich schon an wilde Völkerschaften erinnernd, sehen die Nubierinnen und Abessinierinnen aus, die große silberne Nasen- und Lippenringe tragen, oft von mehreren Zoll Durchmesser, und ähnliche breitere Spangen um Handgelenk und Knöchel; Nase und Mund werden freilich nach unseren Begriffen dadurch verunziert, aber im Uebrigen steht das blanke Silber hübsch zu der dunkelbraunen oder sammtschwarzen Hautfarbe. *)

*) Die Lippen- und Nasenringe sind indeß zum Ein- und Aushängen, wie unsere Ohrringe, und jene Frauen

Jetzt zeigen sich auch schon Reiter zu Esel, mit dem obligaten Eselsjungen hinterher. Die Reiter, im rothen Tarbusch und in schwarzer Stambuline, sind meistens sogenannte Effendis, d. h. untere Beamte der verschiedenen Ministerien, oder sonst Angestellte, die sich ziemlich früh auf ihren Posten begeben, übrigens nicht, weil sie so sehr arbeitseifrig und pflichtgetreu sind, als vielmehr aus Gewohnheit. Einmal in ihrem Bureau angekommen, lassen sie es sich nicht allzu sauer werden, wie man überhaupt im Orient weit weniger arbeitet, als im Occident. Erst setzt man sich auf dem Divan bequem zurecht, trinkt sein Schälchen Kaffee und raucht seinen Tschibuk oder einige Cigaretten, schwatzt mit den Kollegen, und ist auch nachher noch nicht eben allzu preffirt, denn der Chef läßt in der Regel ziemlich lange auf sich warten.

Die Esel bilden übrigens das gewöhnlichste Locomotionsmittel in Kairo und es ist unglaublich, welch' eine große Menge davon in der Stadt zu finden ist. Sie stehen mit ihren Treibern an allen Straßenecken

---

tragen sie nur zum Putz, wenn sie zur Stadt kommen. Silberne Ringe an den Knöcheln sieht man in Kairo auch viel bei kleinen Kindern, und die Negerknaben, die noch immer heimlich aus Ober-Aegypten als Sklaven nach Kairo gebracht werden, tragen sehr oft im rechten Ohr, aber nach oben hin, einen solchen silbernen Ring, mit irgend einem Merkzeichen .... „um sie daran zu erkennen," wie mir ein Sachverständiger erklärte. Vergl. auch den Artikel: Aegyptische Frauen.

und in den Straßen selbst; natürlich gibt es gute und schlechte, und man muß sich darauf verstehen, was sich indeß leicht lernt. Vor zehn Jahren, wo die Fiaker und die Wagen überhaupt in Kairo sehr selten waren, ritt noch alle Welt auf Eseln, die vornehmsten Leute nicht ausgenommen. Jetzt bedient man sich sehr viel der Miethwagen, aber auch hier ist für den Fremden Vorsicht nöthig, da die Fahrtaxe eine sehr elastische ist.

Die Eseljungen selbst bilden eine drollige Zunft im öffentlichen Leben von Kairo; es sind meist kluge, durchtriebene Burschen, schwarze, braune und gelbe, und aus allen Himmelsgegenden zusammengeweht. Auf die zahlreichen Fremden, die zur Winterzeit in Kairo eintreffen, haben sie es namentlich abgesehen und sie wissen mit besonderem Geschick die verschiedenen Nationalitäten derselben zu errathen, um sie dann mit einigen Redensarten aus der betreffenden Sprache anzureden. So schwatzen sie alles mögliche Kauderwelsch durcheinander; doch es gibt auch welche, die wirklich etwas französisch, englisch und sogar deutsch gelernt haben, und die sind alsdann die begehrtesten.*)

*) Die deutsche Sprache, wie überhaupt Deutschland, ist in Aegypten erst seit dem letzten großen Kriege zur Geltung und Bedeutung gekommen; bis dahin machte sich das französische Uebergewicht nach allen Richtungen hin geltend, und in gar mancher Beziehung ist dies auch heute noch so. Die französische Sprache ist jedenfalls, nach der arabischen und türkischen, die am meisten im

Aber nun hat sich während unseres kurzen Gesprächs die Muskih dergestalt gefüllt, daß wir Mühe haben, durchzudringen. Zunächst sind es die Frucht-, Gemüse- und Viktualienhändler, Männer, Frauen und Kinder, die in immer wachsender Anzahl und mit immer neuen Rufen, von Geschrei und Gesang untermischt, die Straße durchziehen. Ich könnte eine ganze Nomenklatur, einen ganzen Katalog schreiben, wollte ich sie alle nennen; ich citire also nur auf's Gerathewohl und im Vorübergehen das Eine und das Andere.

Lande verbreitete, und in der Umgebung des Vicekönigs, in den Ministerien, in den öffentlichen Schulen, wie auch in der gesammten höheren Gesellschaft, wird vorzugsweise französisch gesprochen. Nur der gewaltigen politischen Machtstellung Deutschlands in jüngster Zeit ist es zu danken, daß man sich jetzt in Aegypten auch der deutschen Sprache zuwendet, was von oben her sehr begünstigt wird. Bezeichnend ist ferner der Umstand, daß der zweite Sohn des Khedive, der Prinz Hassan, bekanntlich seine militärischen Studien in Berlin gemacht hat, noch dazu als Ordonnanzoffizier des Kaisers, und daß das aegyptische Militärwesen nach und nach ganz auf preußischen Fuß eingerichtet wird. Was Wunder, daß auch die Kairiner Eseljungen davon Wind bekommen haben und in ihrer Weise der neuen Strömung Rechnung tragen, in dem sie den Deutschen ihre Esel mit folgendem drolligen Zuruf anbieten: „Gute Bismarck-Esel, Herr Baron! Gute Kaiser-Esel!" Sogar „gute Lasker-Esel" waren eine Zeitlang zu haben. Doch die meisten Leser kennen dies schon aus dem einen oder anderen orientalischen Touristen-Feuilleton.

An Früchten sind es zunächst Feigen, Trauben, Wassermelonen und, je nach der Jahreszeit, Granatäpfel, Orangen und Datteln, die in großen Körben aus Palmbast, entweder auf Esel geladen oder auf dem Kopfe getragen, mit lautem Singsang feilgeboten werden. Auch die stachlichte Frucht der Kaktusfeige (cactus opuntia), die in der Umgegend von Kairo so gut wie wild wächst, ist im Volke sehr beliebt. Alles kauft und handelt und feilscht (ohne dies letztere kann der Araber überhaupt keinen Para ausgeben), Alles lärmt und schreit, ißt und schmaust, und wirft die Schalen und Ueberreste mitten in die Straße. Nun kommen Bauerfrauen, die einen ganzen lebendigen Hühnerhof oder Taubenschlag auf dem Kopfe tragen; auch Truthühner, die Beine mit Stricken zusammengebunden, sieht man in großer Menge. Diese drei Geflügelarten findet man massenhaft in ganz Aegypten, aber sie sind nur klein und die Hühnereier z. B. nicht größer als Walnüsse, worüber namentlich die deutschen Hausfrauen sehr klagen. Andere Fellahweiber haben Maiskolben, geröstete und ungeröstete, und Gurken, unter ihnen Schlangengurken von 2—4 Fuß Länge, Bamien, ein sehr beliebtes gurkenähnliches Gemüse, Rüben, Zwiebeln, Knoblauch, Salat und sonstiges Grünzeug zu verkaufen. Seltsamer Weise verspeist der Araber das meiste von diesen Dingen roh, und die Eseljungen, die ihre Grauthiere mit frischem Klee füttern, beißen die Blattspitzen und Blüthenknospen ab und verzehren sie mit ihrem Durrahfladen, und

haben oft für den ganzen Tag nur diese eine Mahlzeit, und sind doch lustig und ohne Sorgen.

Pechschwarze, nur mit einem weißen Tuche kostümirte Neger schleppen ungeheure Bündel Zuckerrohr herbei und stellen sich damit unter irgend ein Hofthor oder an eine Hausmauer, zerschneiden gliedweise mit einem scharfen Messer die acht und zehn Fuß langen Schäfte in größere und kleinere Stücke, und haben vorzüglich von der arabischen Jugend starken Zuspruch. Wirklich wie Affen schälen die Kinder mit ihren schneeweißen Zähnen die äußere ziemlich starke Hülse ab und verspeisen alsdann das saftige Mark, und auch die Erwachsenen kaufen wohl ein Stück, um unterwegs daran zu saugen.

Jetzt kommen braune Fischerknaben vom Nil, gleichfalls in sehr primitiven Kostümen; sie tragen auf zierlich geschnitzten Stäben große und kleine Fische aneinander gereiht, die wie Silber glänzen und sehr appetitlich aussehen, was man nicht gerade von jedem arabischen Gerichte sagen kann. Oben am Eingang der Muskih kann man diese Fische gebraten kaufen, aber einem an Sauberkeit gewöhnten Europäer vergeht alsdann sofort der Appetit, wenn er die improvisirten Garküchen unter freiem Himmel etwas näher betrachtet, um welche alte Araberweiber herumhocken, die in ihren abgenutzten Kasserolen und Pfannen allerlei unglaubliche und nie gesehene Dinge schmoren und braten.

Von den Zuckerwaaren und den dahin gehörenden

Näschereien, denen man fast auf Schritt und Tritt in der Muskih begegnet, könnte man ebenfalls eine ellenlange Liste machen; in keiner Stadt der Welt wird vielleicht so viel und so vielerlei genascht, geschleckert, gelutscht . . . . und wie man es sonst nennen will, als in Kairo. In der Regel tragen die Händler eine drei, vier Fuß im Durchmesser haltende flache Blechschüssel auf dem Kopf und ein leichtes Gestell aus Palmzweigrippen dazu, das sie alle zehn, zwanzig Schritte niedersetzen und dann die Vorübergehenden mit Salahm und Allah und irgend einer blumenreichen Redensart einladen. Von den auch in Europa bekannten Naschwaaren, wie gebrannte Mandeln, Caramel, Bonbons, Schokoladetäfelchen, Reglisse, Gerstenzucker u. dgl., die auch massenhaft und oft unter den seltsamsten Benennungen ausgerufen werden, rede ich hier nicht weiter; für uns sind nur die einheimischen, die wirklich arabischen, interessant und wir wollen einige der beliebtesten hier kurz erwähnen.

Aus Honig (der in Aegypten vorzüglich ist), gestoßenem Mohnsamen und Oel wird ein grauer Teig geknetet, der täuschend aussieht wie Glaserkitt . . . . „und auch fast so schmeckt," bemerkte kürzlich ein Landsmann, dem ich davon zu kosten gab und der den Bissen nicht hinunterbringen konnte. Ganz so schlimm ist es nun nicht, aber für europäische Gaumen ist diese Näscherei nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Der gesponnene Zucker (anders weiß ich es wirklich nicht zu bezeichnen) schmeckt dagegen vortreff-

lich. Man nennt ihn ghazál-el-banát, und die arabischen Damen essen ihn außerordentlich gern. Er ist fein und dünn wie Zwirnfäden und sieht silberglänzend aus, wie rohe Seide, ist leicht kandirt und schmilzt auf der Zunge. Alsdann eine Art Nougat (Halauah-gosiëh) von rothem Zucker mit Mandelkernen, klar wie Kristall und sehr appetitlich. Und so gibt es noch drei, vier andere Sorten Zuckerwerk, die unaufhörlich mit Gesang und Geschrei feilgeboten werden. Die Waagschalen, die beim Abwägen der einzelnen Quantitäten dienen, sind indeß nichts weniger als Präcisionswagen, die Gewichte sind runde flache Messingstücke von verschiedener Größe, die übrigens gestempelt sind, oder sein sollen. Die weißgekleideten Municipalgardisten gehen auch überall umher und schauen nach und kontroliren, aber die Leute sind nicht bös und lassen mit sich reden. Abbas-Pascha, schauerlichen Andenkens, der Nachfolger Mohammed-Ali's (von 1848—1854), ließ die Bäcker, die zu leichtes Brot verkauft hatten, mit den Ohren an ihre Ladenthür nageln und ihnen einen Ring durch die Nase ziehen, an welchem das corpus delicti hing; aber diese Zeiten sind Gottlob längst vorüber, und auf eine solche Eventualität hin wollen wir uns doch lieber um ein paar Loth übervortheilen lassen.

Auch die Kokosnußhändler dürfen wir nicht vergessen . . . . vergessen! Bei diesem Wort überkommt mich unwillkürlich ein Lächeln, als hätte ich wirklich die Absicht, mein Thema zu erschöpfen und Alles zu

nennen, ja, als wäre dies überhaupt möglich. Wenn ich den zehnten, was sage ich, den hundertsten Theil von Dem schildere, was in der Muskih passirt und dort zu sehen ist, so habe ich viel gethan; ich müßte denn anders ein dickes Buch darüber schreiben wollen.

Die Kokosnußhändler also, meist weißbeturbante Neger, haben kleine zierliche Handwagen und sind fast die einzigen, die weder rufen noch schreien. Die Nüsse kommen aus Ober-Aegypten und aus dem Sudan, sind viel kleiner als die brasilianischen und haben auch eine dünnere Schale, aber ein sehr weiches und wohlschmeckendes Fleisch. Gerieben und mit Zucker vermischt, macht man aus ihnen kleine Kuchen, die bei keinem feinen arabischen Diner zum Nachtisch fehlen dürfen.

Und was wird sonst noch Alles durch die Muskih getragen und zu Kauf angeboten, die sich dabei mit jeder Viertelstunde mehr und mehr mit Menschen füllt! Alte Türken in malerischem, aber sehr abgenutztem Kostüm mit Räucherstangen, von denen sie stets einige angezündet haben, die einen starken blauen Dampf und einen durchdringenden Geruch verbreiten; Beduinen aus der Umgegend von Kairo, dunkelbraune Wüstensöhne, in weiße, faltenreiche Tücher gehüllt, mit Straußenfedern und Pardelfellen, von denen sie eines als Mantel über die Schulter gehängt haben — für einen Maler ein prächtiges Bild! — und von halbnackten Beduinenknaben gefolgt, die ausgestopfte Wüsteneidechsen, groß wie kleine Krokodile, und buntbemalte

Straußeneier tragen; ferner andere Beduinen mit sogenannten Dattelwürsten, eine große Delikatesse, aber nicht für Europäer*); noch andere mit Körben aus Palmflechtwerk, mit Fliegenwedeln und Fächern, gleichfalls aus Palmfasern und Stricken aus Palmbast (die Palme ist ein wahrer Wunderbaum, von dem alle einzelnen Theile auf das mannigfachste benutzt werden); hier Araber von Ober-Aegypten mit Gullen, jenen Wasserflaschen aus poröfem Thon, die wir bereits kennen; dort lichtbraune Männer aus Tunis und Marokko mit buntgewebten wollenen Teppichen, und andere, mit rothen oder gelben Lederpantoffeln beladen; dann wieder kleine Händler mit Kinderspielzeug: allerlei Fähnchen und Mühlchen und Figürchen, grüne,

*) Die Dattelwürste sind eine originelle nationale Speise; sie bestehen aus zusammengenähten ledernen Säckchen, in welche die entkernten frischen Datteln so fest wie möglich eingestampft werden, so daß sie eine kompakte Masse bilden, ähnlich wie unsere Würste. Sie machen einen bedeutenden Handelsartikel im ganzen Orient aus, halten sich Jahre lang und sind für die Mekkapilger und die übrigen Karawanenreisenden ein unentbehrliches Nahrungsmittel. „Allah gebe dir Brod und Dattelwurst im Ueberfluß!“ ist ein arabischer Wunsch, den man den Abreisenden zuruft. Leider wird im Allgemeinen die Fabrikation dieser Dattelwürste überaus nachlässig betrieben, so daß gar oft sehr zweideutige und unappetitliche Dinge darin zum Vorschein kommen, die mit der Frucht der Dattelpalme gar nichts gemein haben. Aber der Araber nimmt es mit allen solchen Sachen und namentlich mit dem, was er ißt und trinkt, nicht so genau.

rothe und blaue, und mit Flittergold herausgeputzt; nun hier ein alter, drolliger Kerl, in einem unmöglich näher zu beschreibenden Kostüm, der ein Schellen-Tamburin schlägt, und über und über mit Rattenfallen behangen ist, in deren oberster immer einige lebendige Ratten wie toll herumspringen. Die Stadt Kairo ist nämlich mit Ratten überreich gesegnet, und selbst in den besten Häusern muß man nicht erschrecken, wenn man Nachts von ihnen einen ungebetenen Besuch erhält. Man gewöhnt sich daran, wie an so vieles im Orient, das einmal nicht zu ändern ist.

Aber was tragen diese Araberweiber in großen Körben auf dem Kopfe? Dunkelgraue flache Kuchen, jedoch um Alles in der Welt nicht zum essen! Fast genire ich mich vor meinen Leserinnen, die Sache näher zu erklären, aber wenn man einmal Sitten und Gebräuche und das Thun und Treiben in einem fremden Lande getreu schildern will, so darf man nicht allzu zimperlich sein. Diese Kuchen sind salva venia Düngerfladen, aus Kameelmist und gehacktem Maisstroh sorgfältig geknetet und an der Sonne getrocknet . . . eine entsetzlich unsaubere Arbeit, meist von Frauen und Kindern verrichtet, und der man in allen Dörfern Aegyptens begegnet.*) Doch weiter.

---

*) Diese Düngerfladen dienen als Brennmaterial und ersetzen das Holz, das in dem baumarmen Aegypten sehr theuer ist, und der Fellah in den Dörfern brennt jahrein jahraus nichts anderes. Fast alles Bauholz wird vom

Bedürfen wir irgend welcher Haushaltungsgegenstände, so brauchen wir nur jenen Araber herbeizuwinken, der so ziemlich Alles, was zu einer Menage (wohlverstanden zu einer arabischen) nöthig ist, mit sich herumträgt. Irdene Töpfe und Schalen, die unvermeidlichen blechernen und kupfernen Kaffeekannen, Krüge, Pfannen, Blasebälge, rohgeschnitzte hölzerne Löffel, das einzige Eßgeräth des Arabers, auch kleine buntbemalte Tassen und farbige Gläser und Gott weiß was sonst noch Alles! Aber auf das Handeln und Dingen müssen wir uns verstehen, denn der „ehrliche" braune Mann verlangt selbst von seines Gleichen stets den doppelten Preis, und ruft Allah und den Propheten zum Zeugen an, daß er selbst dann noch keinen Para daran verdiene — nebenbei bemerkt, eine buchstäbliche Wahrheit, denn er verdient wenigstens 50 Procent — und in der nächsten Minute gibt er es uns für die Hälfte. Dann thut man auch noch gut, das Kleingeld, das er uns etwa zurückzahlt, nicht ununtersucht zu lassen, denn dem, wie gesagt, ehrlichen

---

Auslande eingeführt und die Kohlen gleichfalls, die noch theurer sind. Die Fladen brennen übrigens nicht mit lichter Flamme, sondern halten nur, einmal angezündet, die Glut, ähnlich wie bei uns der Torf. Im Innern der Häuser würden sie wegen ihres unerträglichen Geruches und Qualms nicht zu verwenden sein, aber der gemeine Araber, und vollends der Fellah, kocht beständig im Freien. Regen hat er dabei, wie schon bemerkt, höchstens zwei- oder dreimal im Jahre zu befürchten.

Manne ist auch in dieser Beziehung nicht recht zu trauen.

Jetzt ziehen Kameele vorüber, hoch mit frischem Klee beladen, vier, sechs und mehr hintereinander und durch lange Palmstricke verbunden; voran der Treiber, ein brauner Fellah, der mit einem lauten, gedehnten Hoo! hoo! seinen Thieren vorangeht. Von weitem gesehen, meint man, es seien grüne Berge, die auf uns zukommen, denn die Thiere sind oft dergestalt bepackt, daß die Ladung in den ersten Stock der Häuser hineinreicht.

Das Kameel bildet unstreitig die originellste und zugleich nationalste Staffage im Straßenleben des Orients; es ist gewissermaßen der Typus desselben, wie die Palme für die dortige Pflanzenwelt. Rechnet man dazu noch den Turban, als das am meisten charakteristische Kleidungsstück der Bevölkerung, im Gegensatz zum Abendlande, so hat man die große Drei beisammen, ohne welche ein wahrhaft orientalisches Bild gar nicht denkbar ist.

Oft tragen die Kameele auch ungeheure Ballen von kleingehacktem Zuckerrohrstroh, das außer dem Klee gleichfalls als Futter sowohl für sie selbst als auch für Pferde und Esel dient, und zwar ohne alle Zuthat. Draußen vor den Thoren von Kairo lagern stets zahlreiche Kameelheerden mit ihren Jungen, die lustig umherspringen, ganz zahm sind und sich ihr dichtes wolliges Fell gern streicheln lassen . . . man denke sich einige Beduinenzelte dazu und etwa noch

die als große lichtgelbe Scheibe untergehende Sonne, und das phantastische Wüstenbild ist da.*)

Uebrigens werden die Kameele, die zur Stadt kommen, auch mit allerlei sonstigen Dingen beladen, so namentlich mit Früchten, und da das Thier bequem einen bis anderthalb Centner tragen kann, so kommt die Last ungefähr derjenigen eines großen zweispännigen Wagens gleich. Wenn ferner eine arabische Familie umzieht, so bedient sie sich dazu in der Regel der Kameele, die dann mit allen möglichen Dingen bepackt werden: mit Matratzen und Divangestellen, mit Teppichen und Matten, mit buntbemalten Kisten und Koffern, welche die Stelle unserer Kommoden vertreten, mit Hühnerkörben voll Geflügel, mit riesengroßen Wassergullen, mit Töpfen, Pfannen und sonstigen Geräthstücken, von denen gar manches eine deutsche Hausfrau mit Schrecken erfüllen würde; mitten unter all dem Krimskram hocken oder liegen alsdann noch kleine nackte braune Kinder, und das Wüstenthier geht seinen unerschütterlichen, ruhigen und ewig gleichförmigen Paßgang und legt sorglos seinen langvorgestreckten Kopf auf den einen oder anderen Turban, der ihm nicht ausweicht.

Immer mehr Reiter zu Esel galoppiren vorüber, stets von dem hinterher keuchenden Treiber gefolgt,

*) Nicht zu verwechseln mit diesem gewöhnlichen Lastkameel ist das bereits von uns geschilderte Reitkameel, das Dromedar (der Unterschied zwischen Kameel und Dromedar in Bezug auf einen oder zwei Höcker ist unrichtig), das einer veredelten Race angehört und nur zum Reiten dient.

dem sein Thier niemals schnell genug zu laufen scheint, denn er schlägt und stachelt es unaufhörlich mit seiner Palmgerte, und sein gellendes Jah! und Jih! ist eine möglichst getreue Kopie des Eselgeschreies. Aber auch feinere, herrschaftliche Esel mit vornehmen Reitern sieht man in Menge; diese Esel sind silbergrau und viel größer, dabei prächtig aufgeschirrt mit goldblanken Stirnbändern und herabhängenden bunten Troddeln und über dem Sattel gewöhnlich eine hochrothe Decke mit breiten Goldfranzen.*) Man denke sich nun den Reiter dazu, einen vornehmen Araber oder Türken in reichem orientalischen Kostüm: das Unterkleid von goldgelbem, lila-gestreiftem Atlas, oder von grüner, blauer oder lichtbrauner Seide, das weite faltige Obergewand in der Regel weiß, mit bunter Stickerei auf Schultern und Aermeln, um die Taille einen kostbaren, vielfarbigen Kaschmirshawl; aus dem Gürtel schaut dann wohl ein goldener Dolchgriff, oder ein silber-eingelegter Pistolenkolben (aber ungeladen und, wie der Dolch, nur zur Zierde) und dazu einen künst-

*) Die schönsten Reitesel kommen aus Syrien und dem Hedjaz und werden bis zu 80 Lstl. bezahlt, sind also weit theurer als gewöhnliche Pferde. Sie werden sehr kunstvoll geschoren, mit allerlei bunten Figuren und Zeichnungen, und oft färbt man ihnen außerdem noch Schnauze, Ohren und Schweif mit Henneh (einer Art Krapppflanze) rothgelb. Mauleſel sind im Ganzen selten und werden fast nur in der Armee bei der Artillerie und beim Train verwendet.

lich geschlungenen Turban, meist schneeweiß mit dunkelrothem Stern . . . das ist der Orientale, wie er bei uns auf den Opernbühnen erscheint, im schönsten Original. Ebenso stattlich sieht übrigens ein Pascha aus, in seiner blauen, allerdings modernen, aber mit reichen Goldstickereien bedeckten Uniform. Sein arabisches Pferd, ein feuriges, jedoch in der Regel ganz frommes Thier, scheint förmlich stolz zu sein auf die reichen Schabracken, die wie der Sattel aus rothem oder dunkelblauem Sammt bestehen und gleichfalls über und über mit Gold oder Silber gestickt sind; die breiten schaufelförmigen messingnen Steigbügel blitzen in der Sonne, und an Kopf und Brust funkelt außerdem noch ein ganzes Geschmeide von Gold- oder Silberblech. Ein Diener geht mit dem langen Stabe gravitätisch voraus, es ist gewöhnlich ein pechschwarzer Nubier in weißem Turban und weißen Gewändern, und über der rechten Schulter einen dunkelrothen Shawl, als Abzeichen der hohen Stellung seines Herrn . . . wie würden wohl meine Leserinnen an's Fenster eilen, wenn in Köln, oder Berlin, oder sonstwo in Deutschland, auf einmal eine solche Figur auf der Straße erschiene! Hier brauchten sie sich freilich nur, wie ich es thue, unter das Sonnenzelt des Balkons zu setzen, der für mich längst ein wirkliches Observatorium geworden ist, um solche Reiter auf der Muskih dutzendweise zu schauen und all die anderen hundert und tausend seltsamen und abenteuerlichen Dinge dazu. Da dies aber leider nicht angeht, so fahre ich in meiner Schilderung fort,

obwohl ich fast fürchte, daß sie allzulang wird, denn ich habe noch gar viel zu erzählen. Aber ich weiß auch, daß man mir schon oft gern zugehört hat, und daraufhin kann ich es schon wagen, fortzufahren. —

Es ist noch immer Vormittag und die eigentliche vornehme Welt hat sich noch nicht viel gezeigt, wenigstens noch nicht zu Wagen; aber einzelne feine arabische Damen sieht man bereits auf Eseln vorüberreiten. Auch eine solche „Sitt“ (das arabische Wort für Dame) würde man bei uns daheim mit großen Augen anschauen. Schon daß alle Frauen nach Art der Männer reiten, hat für uns Europäer etwas sehr Auffallendes; und nun die Toilette! Das Hauptgewand über den weißen Untergewändern besteht immer aus Seidenstoff, und immer in den hellsten Farben, rosenroth, himmelblau, goldgelb, lichtgrün u. s. w.; dabei kann man dies Hauptgewand unmöglich eine Robe in unserem Sinne nennen, denn es ist ohne allen Schnitt oder sonstige Façon, schlafrock-ähnlich weit und nur um die Taille mit einem Gürtel zusammengehalten, der freilich meistens sehr kostbar ist aus Goldbrokat mit goldener Schnalle, und die letztere oft bei den Reichen mit edlen Steinen besetzt. Ein Korsett wird überdies von keiner arabischen Frau getragen. Zu der eben geschilderten Toilette kommt alsdann noch, sobald die Frau ihr Haus verläßt, sich also öffentlich zeigt, der Gesichtsschleier, von dem wir bereits oben sprachen, bei den vornehmen von weißem gestickten Tüll oder einem ähnlichen leichten Stoffe,

der oben an der Stirn beginnt, wo er an das Kopftuch mit einer kleinen schraubenähnlichen goldenen oder doch vergoldeten Spange befestigt ist, das ganze Antlitz bedeckt, so daß nur die Augen frei bleiben, und dann, etwa doppelt handbreit, bis auf die Füße herabfällt. Und nun noch zum Schluß der weite und stets schwarze Seidenmantel, gleichfalls ohne allen Schnitt und ungefüttert, im Grunde nur ein langes Stück Zeug, wenigstens von der Größe eines Betttuches, in welches die ganze Gestalt von oben bis unten eingehüllt ist.*) Beim Reiten bläht nun der leiseste Wind

*) Die arabische Frauentracht ist im Grunde immer eine und dieselbe und unterscheidet sich nur durch die verschiedene Art der Stoffe und ihre größere oder geringere Kostbarkeit, vom schwersten Atlas und der feinsten Seide bis zu den allergewöhnlichsten Kattun- und Baumwollenzeugen. Von den letzteren werden ungeheure Massen, namentlich aus Mühlhausen, aus Schweizer Fabriken und aus Frankreich, eingeführt. Lyon liefert Atlas und Seide und die kostbarsten Brokate. Dabei sind die schreiendsten und heterogensten Farben die beliebtesten, vorzüglich in den unteren Klassen. Schwarz und gelb, grün und roth, blau und weiß gestreifte Unterkleider (die Streifen wenigstens handbreit) sieht man überall. Die Sklavinnen und überhaupt die Dienerinnen sind ebenso gekleidet, aber ohne den mantelähnlichen Ueberwurf, der stets dunkelfarbig ist, schwarz oder blau, bei den Vornehmen von Seide, bei den Geringeren von Baumwolle. Der Gesichtsschleier fehlt nie und ist das nothwendigste und unentbehrlichste Kleidungsstück. Ein nur halbwegs anständiges arabisches Frauenzimmer wird sich niemals öffentlich ohne ihn zeigen,

diesen Mantel zu einem runden, kolossalen Ballon auf, was überaus drollig, aber nichts weniger als elegant aussieht . . . man denke sich also nach dieser Schilderung den Kontrast zwischen einer europäischen Amazone zu Pferde und einer solchen arabischen „Sitt“ zu Esel! —

Zu den Frauen, dem schönen Geschlecht, gesellen sich die Blumen, schon bei uns im Occident, und um so mehr im Orient, wo man die Blumensprache erfunden hat . . . und die schönste aller Blumen, ihre

---

und auch die ärmsten verhüllen sich wenigstens mit dem zerlumpten Kopftuch das Gesicht, wenn sie keinen Schleier haben. Der Stoff des Schleiers ist natürlich sehr verschieden, aber je vornehmer die Trägerin, um so dünner und durchsichtiger ist er, und alsdann immer weiß; bei den Frauen aus dem Volke dagegen ist er schwarz und von dickem Baumwollzeuge. Meine Leserinnen stellen sich leicht das Lästige und Unnatürliche eines solchen dichtanschließenden Schleiers vor, vollends bei der Hitze und dem Staube und, was das Schlimmste ist, bei der Unreinlichkeit, die bekanntlich im Orient leider nur allzusehr zu Hause ist. Die vermögenden Beduinenfrauen, die an Freitagen (dem arabischen Sonntage) zur Stadt kommen, tragen oft dichte schwarze Schleier, die über und über mit kleinen Goldmünzen besteckt sind, und in der Mitte, vor dem Munde, hängt alsdann in der Regel noch eine größere Schaumünze, als Amulet gegen den „bösen Blick“, und mit einem Koranspruche beschrieben. Die arabischen Mädchen gehen bis in's achte oder neunte Jahr schleierlos, und in den besseren Klassen bleiben sie alsdann, wenn sie einmal den Schleier erhalten haben, fast immer zu Hause.

Königin, die Rose, stammt ja aus dem Morgenlande. Von früh bis spät ziehen daher durch alle Straßen und Gassen Kairo's, und vorzugsweise durch die Muskih, Blumenhändler und Händlerinnen und bieten unter Gesang oder mit irgend einem Koranverse ihre duftende Waare feil. Die braunen Mädchen unter ihnen sind oft ganz hübsch kostümirt, und wenn es Abessinierinnen sind, so tragen sie auch nur selten einen Schleier, aber immer allerlei Schmuck von Goldblech und Korallen oder bunten Glasperlen um Hals und Arme. Rosen, Jasmin, Geranien, Nelken, Orangenblüthen sieht man in Menge, aber nicht nach Art unserer Sträuße, sondern in sehr phantastischen Formen und Figuren zusammengebunden; von dem köstlich duftenden Jasmin reihen sie auf zierlich gespaltenen Schilfblättern Blume an Blume aneinander, und kaum ein Effendi geht vorüber, der nicht solch ein kleines Bouquet für sich selbst, oder auch für die Auserwählte seines Herzens kaufte. In letzterer Beziehung muß er indeß sehr vorsichtig sein, um seinen Strauß durch Bestechung eines Eunuchen oder einer Sklavin in das Innere eines Harems hineinzuschaffen; aber wenn er alsdann seine Blumen geschickt gewählt hat, so ist er im Stande, damit einen ganzen Brief zu schreiben.*)

*) Die orientalische Blumensprache, d. h. die Bedeutung der einzelnen Blumen und ihre Beziehungen zu einander, ist natürlich für den Ausländer schwer verständlich, auch ist sie in letzter Zeit, wie so vieles Andere der ehemaligen Sitten, sehr in Abnahme gekommen. Die Noten,

Ich bedaure übrigens, daß es mir nicht vergönnt ist, der Leserin eines von jenen prächtigen Rosenbouquets hinüberzusenden, die man mit lauter Anpreisung, wovon ich nur Allah il Allah! verstehe, zum Balkon heraufhält: wunderschöne Centifolien vom dunkelsten Purpur bis zum lichtesten Roth und weiße und gelbe, und das im Dezember und Januar, wo sie am herrlichsten blühen. Fürwahr, ein hübsches Weihnachtsgeschenk für befreundete Herzen an der Elbe oder am Rhein!

Ein lärmendes Geschrei unterbricht uns in diesen zarten Betrachtungen: „fresco! fresco! Iskandería!“ Es sind griechische Fischhändler, die mit ihren frisch aus Alexandria angekommenen Fischen, die sie halb italienisch, halb arabisch ausrufen, durch die Muskih ziehen. Die Griechen gehören, nebenbei bemerkt (um es gelinde auszudrücken), nicht gerade zu dem distinguirtesten Theile der Bevölkerung von Kairo, und das fresco, fresco ihrer Waare ist nicht allzu buchstäblich zu nehmen, aber sie schreien dafür um so lauter.

---

die Goethe in seinem westöstlichen Divan darüber gibt, sind so gut wie gar nicht maßgebend und beruhen wohl zumeist auf eigener Fiktion, ohne dabei sonderlich poetisch zu sein. Weit bedeutender und interessanter sind die Erklärungen Hammer-Purgstall's, jenes berühmten Kenners der orientalischen Sprachen, der die dazu gehörenden türkischen Verse in sehr gefälliger deutscher Uebersetzung beigefügt hat.

Plötzlich erregt ein seltsames Geklapper unsere Aufmerksamkeit: es sind die Geldwechsler, oder wie man sie hier nennt, die Saraffen, die ihre Geschäfte beginnen. Man muß dabei aber ja nicht an unsere deutschen Geldwechsler denken; die arabischen sitzen mit ihrem Geldkasten einfach an der Straße und bedienen ihre Kunden im Freien. Alle haben zehn bis zwanzig thalergroße Kupfermünzen in der Hand, die sie unaufhörlich und mit großer Geschicklichkeit hin- und herschnellen, wodurch eben jenes obenerwähnte Geklapper entsteht, und da man, wenigstens in der Muskih, alle hundert Schritte einen solchen Saraff antrifft, so kann man sich leicht den dadurch entstehenden Lärm vorstellen.*)

Auffallend sind auch die vielen Blinden, die man in der Muskih sieht, und am auffallendsten ist dabei der Umstand, daß die meisten von ihnen allein gehen und trotzdem in dem Gedränge und Gewühl keinen Schaden nehmen. Sie tasten sich mit ihrem langen

*) So unansehnlich diese Saraffen, die fast sämmtlich Israeliten sind, auf ihrem kleinen Holzschemel und mit dem Geldkasten, den sie bequem unter den Arm nehmen können, erscheinen, so sind doch gar viele unter ihnen sehr reich und machen bedeutende Geld- und Börsen-Geschäfte. Sie wohnen in einer langen, schmalen Gasse neben der Muskih, so daß auch Kairo wie Frankfurt seine Judengasse hat, und mancher „Banquier", der jetzt eine prächtige Villa im neuen Stadttheile besitzt, hat in jenem Gäßchen und auf der Muskih den Grund zu seinem Reichthum gelegt.

Stabe an den Häusern entlang, und es macht einen sehr wohlthuenden Eindruck, wie sie von Allen zurechtgewiesen und auch oft gestützt und geleitet werden, wenn sie von einer Seite der Straße auf die andere wollen. Es sind eigentlich keine Bettler, obwohl sie eine zufällige Gabe, namentlich von Fremden, nicht verschmähen, sondern sie gehen nur in die verschiedenen Moscheen, wo sie in den Vorhöfen ausruhen, und vorzugsweise in solche, wo nach uralten milden Stiftungen Brot ausgetheilt wird.*)

Unser Diener, der dunkelbraune Ali, dem der

*) Die vielen Blinden in Kairo und überhaupt in Unter-Aegypten sind fast sämmtlich auf Kosten der bekannten aegyptischen Augenkrankheit zu setzen, von der namentlich Kinder heimgesucht werden. Die Hauptschuld trägt in den unteren Klassen entschieden die Unreinlichkeit, in der man die Kinder aufwachsen läßt, wozu noch der alberne Aberglaube kommt, die Kleinen eben durch diese Unreinlichkeit vor dem „bösen Blick" zu schützen, dem saubergewaschene und sorgfältig gepflegte Kinder leicht ausgesetzt wären. Fanatische Araberinnen beschmieren sogar die Gesichter ihrer Kinder absichtlich mit Schmutz, wenn sie mit ihnen ausgehen, nur damit dieselben recht häßlich erscheinen. Zu den Blinden gesellen sich die Einäugigen, deren es in Kairo Legionen gibt und bis in die höchsten Stände hinauf, aber seltsamerweise, wie auch die Blinden, fast immer nur unter der männlichen Bevölkerung. Der feine, Alles durchdringende Staub der nahen Wüste und die Intensität des Sonnenlichtes bei ewig heiterem Himmel mögen übrigens auch zur Augenkrankheit beitragen.

weiße Turban und das hellgelbe Gewand sehr gut stehen, ruft uns zum Frühstück, und wir begeben uns in das nach dem Hofe hinaus gelegene Eßzimmer, herzlich froh, auf ein Stündchen dem immer wachsenden Lärm und Gewühl der Muskih entrückt zu sein. Doch wir vergessen deshalb den Leser nicht, schon um eines nationalen Gerichtes willen, das die Hausfrau, wie sie freundlich bemerkt, speziell für uns bestellt hat, und das wir vis-à-vis von unserer Wohnung schon am Morgen in einer kleinen arabischen Boutique bereiten sahen, freilich ohne recht zu wissen, was es damit für eine Bewandtniß hatte.

Es ist dies ein Nudelgericht, aber eines von ganz eigenthümlicher Art, und schon die Bereitung der Nudeln war uns sehr kurios vorgekommen. In der Boutique, wenn man anders die etwa 6—8 Fuß im Quadrat fassende Höhle in der Hausmauer so nennen will, stand ein pechschwarzer Nubier „in leichtester Gewandung" (um mich rücksichtsvoll auszudrücken) vor einem großen Kessel, der mit einem weißen, dickflüssigen Teige angefüllt war. In diesen Teig senkte er ein kleines blechernes Gefäß, das man am besten mit einer Gießkannenbrause vergleichen könnte, und brachte es, so angefüllt, schnell auf die entgegengesetzte Seite, wo sich eine Platte von Eisenblech befand, die über einem gelinden Kohlenfeuer heiß gehalten wurde. Mit einem in Oel getränkten Schwamm fuhr er über die Platte, ließ dann aus seinem Gefäß die dünnen Strahlen in immer engeren Kreisen darauf fallen, bis

sie ganz davon bedeckt war, kehrte schließlich die auf diese Weise entstandenen Fadennudeln mit einem Stäbchen zusammen, warf sie hinter sich in einen Korb und begann seine Operation von Neuem. Wir bewunderten dabei seine Geschicklichkeit und mußten auch die relative Reinlichkeit anerkennen, mit welcher er sein Werk verrichtete .... ich sage die relative, denn, wie ich bereits oben bemerkte, muß ein verwöhnter Europäer, der im Orient lebt, seine Ansprüche in dieser Beziehung sehr modifiziren, will er sich anders nicht auf Schritt und Tritt unbehaglich, wo nicht unglücklich fühlen. Man muß eben Land und Leute nehmen, wie sie sind, und muß hier im Morgenlande ein bischen Philosoph sein, ach! und in noch ganz anderen Dingen, als blos im Essen und Trinken.

Aus jenen Fadennudeln, von denen man für einige Piaster eine ganze Serviette voll kaufen kann, wird nun, mit einer reichlichen Zuthat von Zucker, Mandeln, Pistazien und Rosinen ein Kuchen bereitet, der unter dem Namen Kunáfa jedes arabische Herz — oder richtiger jeden arabischen Magen in Entzücken versetzt, und nicht blos einen arabischen, denn er findet auch bei den Ausländern großen Beifall, vorzüglich wenn er nicht nach der Landessitte in Oel, sondern, wie es der unsrige war, in Butter gebacken wird.

Mit dieser kulinarischen Notiz machen wir eine kleine Pause, um uns nach dem Frühstück die Muskih von Neuem zu betrachten.

* * *

Während wir in dem nach dem Hofe hinausgehenden Eßzimmer beim Frühstück saßen, schallte beständig ein verworrenes Getöse an unser Ohr, und als dasselbe gar zu laut wurde, war ich mehr als einmal versucht, aufzuspringen, um zu sehen, was es gäbe. Die Anderen lachten und beschwichtigten mich: es war eben nichts als der gewöhnliche, nur mit jeder Viertelstunde zunehmende Lärm der Muskih, der sich freilich, noch dazu wenn man nichts davon sah, wie Volksauflauf, wie eine losbrechende Revolution anhörte. Nach dem Frühstück kam alsdann noch das in der bereits oben beschriebenen Manier zubereitete Täßchen Mokka und der damit jedesmal verbundene Tschibuk — ohne beides ist in Aegypten eine Mahlzeit gar nicht denkbar, obwohl der Tschibuk vielfach durch die Cigarette ersetzt wird. *) Wirkliche Cigarren, wie bei

*) Die Wasserpfeife (Nargileh) kennen wir bereits, sie ist aber nur bei den Türken beliebt. Auch von den Haremsdamen wird der Nargileh viel geraucht und bei Besuchen geht oft der Schlauch von einem Munde zum andern. Endlich ist noch das Haschihschrauchen, wie überall im Orient, so auch in Aegypten sehr verbreitet, obwohl meist nur in den unteren Klassen. Es sind dies mit Opium präparirte Hanfblätter, die den Rauchenden schnell betäuben und (wie wenigstens allgemein behauptet wird) in einen traumbilderreichen Schlaf versetzen, der sich oft bis zur Extase steigert. Von Alters her ist viel darüber gefabelt worden, so daß die Sache an sich nur wenig Glauben verdient. In Kairo z. B., wo übrigens das Haschihschrauchen streng verboten ist

uns in Europa, raucht der Aegypter und überhaupt der Türke niemals; sie sind übrigens in Kairo entweder sehr schlecht, oder, wegen der hohen Eingangssteuer, so entsetzlich theuer, daß sich auch der Europäer leicht ihrer entwöhnt. —

Doch nun zog es mich wieder auf den Balkon hinaus; ich nahm indeß wegen der Hitze einen Sonnenschirm mit, der hier zu Lande zu den allerunentbehrlichsten Gegenständen gehört. Aber wie hat sich jetzt die Muskih verändert! Der freundliche Leser erinnert sich der einzelnen Figuren und Gestalten, die ich Vormittags geschildert und die man noch sehr bequem aus der Menge herauskennen konnte . . . jetzt ist nur noch ein Gewühl von auf und ab wogenden Menschenmassen, und es wird dem Beobachter viel schwerer, das Einzelne festzuhalten. Von oben herab gesehen, ist es ein Meer von Turbanen und bunten Gewändern; aber drei Farben sind es hauptsächlich, die auch hier wie überall in den Trachten der Bevölkerung Kairo's dominiren: weiß, roth und blau; nämlich das weiße Turbantuch, das um den rothen Tarbusch gewickelt wird, und die weißen oder blauen Kaftane und Baumwollenhemden. Die übrigen Farben, obwohl sie in allen Nüancen des Regenbogens vertreten sind, stehen doch immer gegen diese drei zurück. Man denke sich dazu die glänzend schwarzen, die hell- und

und nur ganz im Geheimen betrieben wird, genügt es, einen Blick in die Spelunken und auf die Raucher selbst zu werfen, um sofort alle poetischen Illusionen zu stören.

dunkelbraunen, oder auch gelben Gesichter, und endlich die prächtige Sonne, die ewig unveränderlich, Tag und Jahr aus und ein, vom unbewölkten, lichtblauen Himmel herabstrahlt — die wenigen Wolken- oder gar Regentage kommen hierbei nicht in Betracht —, und man kann sich wohl den wunderbar-fremdartigen Eindruck vorstellen, den die Muskih auf jeden Europäer macht und gegen den ein deutsches Straßenbild, etwa von Berlin, Wien, oder sonstwo, überaus matt und farblos erscheinen würde.

Der Leser erinnert sich ferner des Geschreies und der verschiedenen Rufe der Händler und Verkäufer, die schon am Morgen die Straße füllten; jetzt, am Nachmittag, hat auch dieser Lärm noch beträchtlich zugenommen, so daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören kann. Nun zeigen sich auch die Equipagen mit ihren Vorläufern, den Saïs, die unaufhörlich in die Menschenmenge hineinschreien, um ihrem Wagen Platz zu machen. Die buntfarbigen, goldgestickten dunkelbraunen Burschen mit ihren weißen wehenden Flügelärmeln, ihren nackten Beinen und Füßen und dem langen Stabe, tanzen leichtfüßig den Pferden voraus und besitzen ein ganzes Wörterbuch von Ausdrücken und Redensarten, mit denen sie beständig um sich werfen; manchmal sieht man unter ihnen pechschwarze Nubier, zum Bangemachen häßlich. Diese stoßen ein wahres Gebrüll oder Geheul aus, wobei mich immer gewundert hat, daß die Pferde nicht scheu wurden und durchgingen. Die feineren,

hellbraunen Läufer ſind manierlicher, aber im Schreien ſucht doch immer einer den andern zu überbieten. Das iſt ein ununterbrochenes Allah! Allah! Schimáhlak! Jemínak! (links, rechts!) Ogàrro! Homahr! (Zurufe an Fuhrleute und Eſeltreiber) dann wieder das italieniſche Guarda! (aufgepaßt!) oder auch an Kinder gerichtet, von denen die Muskih wimmelt: ja Gàdda! ja Bint! (o Knabe! o Mädchen!) oder wenn es feinere Leute ſind: ja Effendi! ja Sitt! (o Herr! o Dame!) und dergleichen Wörter mehr. Hat ein Miethkutſcher, was oft der Fall iſt, keinen beſonderen Läufer, ſo übernimmt er ſelbſt außer dem Fahren auch noch das Amt des Schreiens, und wenn man alsdann das Glück hat, einen humoriſtiſchen Patron zu finden, ſo kann man allerlei drollige Phraſen zu hören bekommen: „Du, mit dem ſchönen grünen Turban, nimm dich in Acht!“ — „Du, eleganter Effendi, wahre deine Füße!“ — „Daß dich Allah verderbe, du da mit dem großen Packet!“ — „Beim Propheten! ich überfahre dich, Fellah, wenn du nicht ausweichſt!“ — und ähnliche Komplimente, von denen ich hier nur die anſtändigeren Phraſen citire, denn wenn der Automedon im übergroßen Gedränge ärgerlich wird, ſo regnet es Schimpfwörter und Flüche, und ſtets in einem orientaliſchen Bilderreichthum, gegen den ſelbſt die Phraſeologie der Berliner oder Hamburger Droſchkenkutſcher, die doch in dieſer Beziehung bekanntlich auch Einiges zu leiſten wiſſen, ſchwach und harmlos bleibt.

Vornehmere Equipagen haben oft zwei Läufer, und ganz vornehme Haremswagen werden außer den Läufern noch von berittenen schwarzen Eunuchen begleitet, die auf reichgeschirrten arabischen Pferden nebenher traben und mit ihren Nilpferdgerten manchmal unsanft die Köpfe derjenigen streifen, die nicht schnell genug ausweichen, wobei sie sich übrigens wohl hüten, einen höher gestellten Effendi oder gar einen Europäer der guten Gesellschaft zu berühren. So schön die Pferde der Eunuchen sind, so häßlich sind diese selbst, und zwar in noch höherem Grade als die schwarzen Läufer. Auch bösartig sollen sie sein, namentlich bei vorgerücktem Alter, und alsdann eine wahre Plage der Haremsbewohner werden, zu deren Wächtern sie bestellt sind; wir aber sehen mehr in ihnen bejammernswerthe Geschöpfe, die unser Mitleid verdienen. Hoffen wir, im Hinblick auf die stets siegreich fortschreitende abendländische Civilisation im Orient und bei den unleugbar guten Absichten des jetzigen Beherrschers von Aegypten, daß dies klägliche und vom christlichen wie vom reinmenschlichen Standpunkte aus abscheuliche Institut der Eunuchen mehr und mehr verschwinden möge, wodurch freilich auch die Existenz der Harems gefährdet wäre . . . . aber um so besser, denn dann wäre eine mögliche Aussicht da, auch die Vielweiberei aufgehoben zu sehen, diese größte Kluft zwischen orientalischer und occidentalischer Gesittung. Doch das gehört vor der Hand noch in das Gebiet der frommen Wünsche, und es wird wohl noch viel, viel

Nilwasser in's Mittelmeer fließen, bevor sie in Erfüllung gehen. —

Die Mutter des Vicekönigs fährt gar mit vier Läufern und mit ebensoviel Kawassen spazieren, zu denen Abends noch Fackelträger hinzukommen .... ein wildes, phantastisches, fast unheimliches Bild, wenn der funkensprühende, Häuser und Menschen grell beleuchtende Zug lärmend vorüberbraust.

Aber da hören wir plötzlich eine gellende Musik: Trompeten, Posaunen und Flöten, und dazu die türkische Trommel mit klingenden Pauken: es ist ein Prunkzug, der die Muskih heraufkommt. Wagen und Reiter sind gezwungen, anzuhalten, sie rangiren sich zu beiden Seiten der Straße, so gut sie können, und die Fußgänger drängen sich gleichfalls nach rechts und links und bilden ein kompaktes, zehn- bis zwanzigfaches Spalier. Zugleich öffnen sich oben in den Häusern die Jalousien und Fenster und jedes freie Plätzchen ist eng besetzt mit Zuschauern und namentlich mit Zuschauerinnen, von denen die meisten natürlich dicht verschleiert sind. Neugierig und schaulustig sind nämlich die Araberinnen ebenso sehr wie alle anderen Evastöchter. Der Zug kommt näher, und der Lärm der fünfzehn Musikanten wird immer ohrbetäubender, aber das hat man gern im Orient, und je toller der Lärm, desto besser. Hinter den Musikanten gehen zwei Kameele im gravitätischen Paßgang, beide sind mit rothen, buntgestickten Decken behangen und tragen auf dem Kopfe große Büschel von wehen-

den Straußenfedern. In die Decken sind außerdem noch zahlreiche handgroße Spiegel hineingenäht, so daß die Thiere im Sonnenlicht über und über blitzen. Das erste Kameel trägt auf dem Rücken zwei große hölzerne Kasten, deren einer mit Broten, der andere mit Datteln gefüllt ist, und ein zwischen den Kasten hockender beturbanter Araber, ein Diener des Hauses wo das Fest gegeben wird, wirft von Zeit zu Zeit einige Hände voll unter das Volk. Man kann sich das Schreien, Raufen und Balgen der nach dieser Doppelspende lüsternen arabischen Straßenjugend leicht vorstellen. Auf dem zweiten noch bunter und phantastischer aufgeputzten Kameele sitzt ein fast nackter dunkelbrauner Derwisch, der mit seinem Kopf und Oberkörper in beständiger wackelnder Bewegung ist. Ein solcher „Heiliger", so widerlich und unnatürlich er auch aussieht, gehört in Aegypten einmal zu jedem öffentlichen Aufzuge, und das gemeine Volk würde sich nicht zufrieden geben, wenn er fehlte, während der gebildete Mohammedaner ihn vollständig ignorirt und sogar böse wird, wenn man ihn fragt, ob dergleichen zu den Glaubenssätzen des Islam gehört.

Ein paar Dutzend Gassenbuben, von denen die meisten in ihrem Kostüm dem Derwisch nichts nachgeben, umtanzen die Kameele, laufen unter ihren hohen Beinen durch und treiben noch sonst allerlei Kurzweil. Vier Wasserträger folgen, die Rosen- und Orangenwasser unter das Volk ausschenken und beständig mit ihren blanken messingenen Trinkschalen

klappern. Nun kommt der erste und zugleich der Hauptwagen, eine offene vierspännige Kalesche, jedes Pferd von einem buntgestickten Läufer geführt und am Kopfgeschirr mit farbigen Tüchern geschmückt. Der Wagen selbst ist vollgepackt von kleinen sechs- bis achtjährigen Knaben (das Ganze ist nämlich ein Fest zu Ehren der Beschneidung eines Paschasohnes); auf einem erhöhten Kissen, im Fond des Wagens, sitzt die Hauptperson, ein theatralisch herausgeputztes Bürschchen, mit großem wallenden Federhut, oder auch im goldgestickten Tarbusch mit nicht minder großen goldenen Generalsepauletten auf den Schultern und in einer über und über goldgestickten Uniform . . . . der vollständige Tom Pouce im Galakostüm. Die kleinen Begleiter, seine Schulkameraden, sind ähnlich, wenn auch weniger reich, ausstaffirt, und alle thun gewaltig vornehm, wie wenn sie wirkliche Großwürdenträger wären. Auch den Kutscher auf dem drapirten Bock dürfen wir nicht vergessen; „er sieht aus wie ein Marschall von Frankreich", sagte Einer von unserer Gesellschaft — wie ein Kartenkönig, wäre richtiger gewesen. Neben dem Kutscher saß ein Eunuch, ein pechschwarzer, vierschrötiger Neger und „häßlich wie die Nacht", und auf den beiden Wagentritten standen zwei ähnliche Exemplare und scheuchten mit großen Wedeln aus Palmfasern den Kindern die Fliegen fort. Der kleine Paschasohn hielt außerdem ein gesticktes Taschentuch beständig vor das Gesicht, aus Furcht vor dem „bösen Blick", der ihm, dem

so prächtig geschmückten Helden des Tages, sonst leicht etwas anhaben könnte. Manchmal gehen sogar bei solchen Gelegenheiten alte Frauen hinter dem Wagen her und werfen Salzkörner auf den Boden, um die bösen Geister zu bannen. So findet man hier im Orient noch vielfach den krassesten Aberglauben neben einer äußeren Tünche europäischer Civilisation, denn z. B. die glänzende Equipage und die Kostüme der Knaben sind moderne, erst seit etwa zehn Jahren aufgekommene Neuerungen; früher, was weit passender und hübscher und jedenfalls weit nationaler war, wurden solche Prunkzüge auf Pferden und im türkischen Kostüm gehalten.

Der Hauptequipage folgt nun noch eine Menge anderer Wagen, aber zweispännig und sämmtlich verschlossen, unter ihnen manche altmodische Karosse, reichvergoldet und in rother, blauer oder grüner Malerei. Die meisten dieser Wagen sind außerdem noch mit kostbaren Shawls bedeckt, ein Zeichen, daß Haremsdamen darin sitzen, die den Blicken der Menge nicht ängstlich genug entzogen werden können. Läufer und Diener gehen auch hier neben jedem Wagen, und manchmal sitzt eine verschleierte Sklavin neben dem Kutscher. In früheren Zeiten ritten noch mehrere prächtig gekleidete Kawassen auf reichgeschirrten Schimmeln neben den Wagen hin und her und warfen Gold- und Silbermünzen unter das Volk; aber auch dieser Gebrauch gehört der Vergangenheit an, denn das Geld ist, wie überall in der Welt, so auch in Kairo sehr

rar geworden. Arabiſche Muſikanten, mit dröhnenden Tarabukkas und quikenden Flöten ſchließen den Zug, den außerdem noch eine Menge Weiber aus den unteren Klaſſen begleitet, die unaufhörlich ein gellendes Freudengeſchrei ausſtoßen, ſo ſchrill und für europäiſche Ohren ſo nervenerſchütternd wie das heiſere Pfeifen einer Lokomotive, und das viele Weiber unter den Zuſchauern mit einem ähnlichen Geſchrei beantworten. So bewegt ſich dieſer ſeltſame, abenteuerliche, ja in mehr als einer Hinſicht märchenhafte Zug durch das Menſchengewühl der Muskih, das ſich *vor* ihm zertheilt und ſich *hinter* ihm ſofort wieder ſchließt, ähnlich wie ein großes Schiff durch die Wellen des Meeres zieht.*) Schon nach fünf Minuten denkt kaum ein Menſch mehr daran .... wieder ſchreien die Läufer ihr Guarda! Guarda! ihr riglak! schimàhlak! und jeminak! wieder klingeln und klappern die Scherbet- und Limonadenverkäufer, und alle übrigen ſingenden, klingenden, pfeifenden oder ſonſtwie lärmen-

*) Natürlich haben wir von dem uns zuſtehenden Rechte des Erzählers Gebrauch gemacht und einen Feſtzug aus der vornehmſten Geſellſchaftsklaſſe gewählt. In den mittleren und unteren Ständen iſt Alles ſelbſtverſtändlich weit einfacher, aber Muſik mit der tanzenden Straßenjugend muß immer dabei ſein, deßgleichen ein erſtes Fuhrwerk mit den Knaben und ein bedeckter Wagen für die Frauen. Ganz arme Familien haben irgend einen hohen Protektor, der die Koſten beſtreitet, was nach mohammedaniſchen Begriffen für ſehr verdienſtlich gilt.

den Rufe der hundert Händler ertönen von Neuem, und die tausend buntgekleideten, beturbanten und bekaftanten Menschen wallen und wogen auf und ab und hin und her; wir aber, die wir als neugierige Beobachter von unserem Balkon aus aufmerksam zugeschaut, sind für unsere Schilderung um ein neues originelles Bild reicher. Um Eines unter unzähligen!

Schon nach zehn weiteren Minuten gibt es ein neues Schauspiel, ein ernstes, wenngleich für uns Europäer nicht ohne grotesken Anstrich: eine Beerdigung. Bereits von Weitem hören wir einen seltsamen Gesang, eintönig wie alle arabischen Gesänge, aber nichts weniger als traurig, sondern (ich sage dies natürlich ohne einen profanen Nebengedanken) weit mehr den lebhaften Kadenzen einer Tanzmelodie ähnlich.' Lá il láha il Alláh, Móhammed rassúhl Alláh! Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet!

Unter dem unaufhörlichen und dabei ganz taktgerechten Absingen dieser Verse bewegt sich der Zug an uns vorüber, so schnell es ihm bei dem Menschengedränge möglich ist, das allerdings ehrerbietig ausweicht, aber sich doch auch immer wieder aufstaut und gewissermaßen durchbrochen werden muß. Voran geht eine Anzahl Blinder, die bei keinem arabischen Leichenzuge fehlen dürfen und deren es leider in Aegypten bei der weitverbreiteten Augenkrankheit unzählige gibt; dies sind auch die Sänger der obigen Verse. Auf die Blinden folgen dann in der Regel, wenigstens bei den Leichenbegängnissen der besseren Klassen, einige

Knaben, von denen einer den mit einem blauen goldgestickten seidenen Tuche bedeckten Koran und ein anderer ein Kohlenbecken, ähnlich wie ein Rauchfaß, trägt und blaue Weihrauchwolken nach allen Seiten sendet; dann kommt die Leiche in einem offenen, nur mit einem rothen Shawl verhüllten Sarge, von vier Männern getragen. Nach einer alten Vorschrift des Korans dürfen mohammedanische Leichen niemals gefahren, sondern müssen immer getragen werden. Hinter dem Sarge gehen die Angehörigen des Verstorbenen und hinter diesen die gemietheten Klageweiber, deren eines von Zeit zu Zeit ein lautes Jammergeschrei erhebt, das von den anderen mit einem gleichen Geschrei beantwortet wird. Seltsamer Weise tragen diese Klageweiber, die sämmtlich verschleiert und in dunkelblaue Gewänder (die Trauerfarbe des Orients) gehüllt sind, ein buntes seidenes Tuch in der Hand, das sie wie eine kleine Fahne schwenken, was begreiflich nicht dazu beiträgt, den nach unseren Begriffen ohnehin sehr problematischen Ernst des Ganzen zu erhöhen. Bei weiblichen Leichen hat der Sarg noch am Kopfende eine wenigstens einen Meter hohe Stange, die mit einem rothen Shawl umwickelt und mit allerlei Schmucksachen verziert wird; sogar goldene Ketten und Uhren kann man daran hängen sehen. Die Frauen unter den Hauptleidtragenden gehen tiefverschleiert dicht hinter dem Sarge und haben ihre oft absichtlich zerrissenen Gewänder, namentlich nach oben hin, mit Erde und Staub beworfen (was an das biblische Trauern „in

Sack und Asche" erinnert), und wenn man zufällig einen Theil des Gesichtes zu sehen bekommt, so ist auch dieses in gleicher Weise beschmutzt. Manche Frauen, vorzüglich der unteren Klassen, bemalen sich oft Gesicht und Hände mit Indigo und lassen die Farbe einige Wochen stehen, als Zeichen tiefster Trauer. Schließlich kommt dann noch ein mehr oder weniger zahlreiches Gefolge von Männern und Frauen, bunt durcheinander, die letzteren oft zu Esel, und wenn sie zu Fuß sind, ihre halb- oder ganz nackten kleinen Kinder rittlings auf der Schulter tragend. Wer an der Muskih wohnt, kann täglich solche Leichenzüge dutzendweise sehen, und zwar die der Vornehmen und Reichen mit glänzendem Gefolge und mit großem Aufwand von Flitter und Pomp, und die der Armen oft ohne alle weitere Begleitung in einem elenden Holzkasten und kaum mit einigen Lappen verhüllt. Kinderleichen trägt auch wohl ein einzelner Araber auf dem Kopf schnell durch die Menge, wie ein anderes beliebiges Packet. Die meisten Leichen, aber nur die männlichen, werden in eine Moschee hineingetragen, zu einer übrigens sehr flüchtigen Ceremonie, die in nichts Anderem besteht, als daß die Bahre vor dem Imam niedergesetzt wird, der alsdann an die Anwesenden die Frage richtet: „Gebt ihr ein gutes Zeugniß über den Todten, und war er ein treuer Diener des Propheten?" worauf die Antwort erfolgt: „Ja, der Todte war einer von den Tugendhaften"; alsdann wird die Leiche auf den Begräbniß-

platz getragen und beerdigt. Bei den Leichenbegängnissen der Reichen werden oft einige Büffel mit hinausgetrieben und abgeschlachtet, um das Fleisch unter die Armen zu vertheilen, wie wir dies schon in einem früheren Artikel „Ein fürstliches Leichenbegängniß" ausführlich geschildert haben.*)

Doch der Zug ist längst unseren Blicken entschwunden, und wie die Muskih reicher an Kontrasten ist, als irgend ein anderer Stadttheil von Kairo, so brauchen wir auch jetzt nicht lange auf einen solchen zu warten.

Wieder hören wir Musik und diesmal eine ächt arabische mit zwei großen Trommeln von wenigstens anderthalb Fuß im Durchmesser, die mit langen hölzernen Stäben geschlagen werden, und einer Art Violine, die aber nur zwei Saiten hat, auf denen der „Künstler" mit einem meterlangen Bogen unaufhörlich hin- und herkratzt . . . anders kann man es wirklich nicht nennen, wie überhaupt bei der arabischen Musik von

*) Die Leichen der Mohammedaner werden niemals in einem Sarge bestattet, sondern der Körper wird, nach Vorschrift des Korans, nur in Tücher, bei den Reichen in kostbare Shawls, eingehüllt und so in die bloße Erde gelegt und (in Aegypten) mit dem Gesichte nach Osten, wo Mekka liegt. Die Gräber sind größere oder kleinere gemauerte Gewölbe, meist von roher Arbeit, und die Leichen einer und derselben Familie (aber die Geschlechter getrennt) liegen darin dicht neben einander und nur mit etwas Erde oder Sand bedeckt. Das überaus trockene Klima Aegyptens verhindert die eigentliche Fäulniß der Leichname, die mehr verdorren und solchergestalt zu Staub verwesen.

Takt und Melodie gar keine Rede ist, denn jeder bearbeitet sein Instrument nach Belieben und ohne sich im Geringsten um seinen Nachbar zu kümmern — auch Flöten und Tamburins fehlen nicht, kurz, ein ganzes Orchester, aber was für eines! Der Musik voraus geht ein brauner Tänzer, barfüßig und nackthein und den übrigen Theil seines Körpers mit einigen spärlichen und zerschlissenen Flittern bedeckt. In den Händen hält er über dem Kopf zusammengebogen eine schwanke Gerte, und sein Hüpfen und Springen, wie überhaupt seine sämmtlichen Tanzfiguren entsprechen völlig der begleitenden Musik. Wenn er anhält, um einen Extratanz aufzuführen, der aber noch kläglicher ausfällt, so hat er sofort ein halbes Hundert Zuschauer um sich, Araber und Araberinnen mit ihren Kindern, die bei jeder Arm- oder Beinverrenkung ein lautes Allah! der Bewunderung ausrufen. Es ist nämlich ein Hochzeitszug, der die Muskih heraufkommt und der stets mit Musik und Tanz eröffnet wird. Wir haben aber einen solchen schon in einem früheren Kapitel („Aegyptische Frauen") geschildert, so daß wir ihn diesmal an uns vorüberziehen lassen, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen.

Es gibt ja auch noch sonst so viel in der Muskih zu sehen, vollends jetzt in den Nachmittagsstunden, wo die Menschenmenge und das dadurch entstehende Gewühl und Geschrei am stärksten sind. Versuchen wir daher, wenn es auch, wie wir schon oben sagten, nicht

eben leicht ist, noch das eine originelle oder bizarre Bild festzuhalten.

Vier dunkelbraune Wüstensöhne aus Karthum oder gar aus Darfur tragen einen lebendigen Löwen vorüber, der selbst hier in Kairo so auf offener Straße zu den Seltenheiten gehört, weßhalb auch ein ganzer Schwarm von Neugierigen den Beduinen folgt. Der Löwe ist natürlich noch jung, aber doch schon so groß wie ein Fleischerhund. Sie haben dem armen Thier die Beine zusammengebunden und ihm außerdem noch eine Art Maulkorb von Palmstricken angelegt; die Kinder treten hinzu und streicheln sein goldglänzendes, weiches Fell, und größere Buben stecken ihm sogar dreist einen Finger in's Maul, um mit seinem Speichel ihre Lippen zu befeuchten, weil sie das nach einem alten arabischen Glauben für ihr ganzes Leben muthig und stark machen soll.

Der Löwe war, wie wir später erfuhren, von einem Konsularagenten für einen zoologischen Garten in Europa gekauft worden und zwar um die verhältnißmäßig geringe Summe von 12 Lstl., freilich nur bis nach Kairo geliefert, wo die eigentlichen Transportkosten erst beginnen; denn nicht jeder Dampfer nimmt einen solchen Passagier, dem noch dazu ein besonderer Wärter beigegeben werden muß, gern mit, oder läßt sich doch die Passage theuer bezahlen. Die Eisenbahnen auf dem Festlande machen gleichfalls große Schwierigkeiten, so daß sich der Preis von 1000 bis 1200 Thalern, den in der Regel ein Löwe in Europa kostet,

leicht erklärt.*) Kleine Pantherkatzen und Wüstenluchse sind schon häufiger; man trägt sie in Palmkörben umher, und wenn zufällig ein paar Engländer des Weges kommen, die auch im Orient das Privilegium der Originalität in Anspruch nehmen, so sind nicht allein Käufer gefunden, sondern es wird auch ein gutes Geschäft gemacht, denn die Söhne Albions bezahlen in der Regel den geforderten Preis, also Alles doppelt und dreifach zu theuer. Affen sieht man beständig in der Muskih, große und kleine; sie sind meistens sehr zahm, und wenn man ihnen vom Balkon aus zuwinkt und ihnen eine Nuß oder eine Frucht zeigt, so läßt der Händler sie gern an ihrem langen Palmstricke hinaufklettern, um sich den Lecker-

*) Als Dr. Nachtigal, der Todtgeglaubte, nach seinen fünfjährigen Wanderungen durch Central-Afrika im November 1874 plötzlich wieder in Kairo eintraf, brachte er auch einen jungen Löwen mit, der zahm war wie ein Hund und ihm überall folgte. Trotzdem wäre eine Promenade mit einem solchen Begleiter durch die Straßen von Kairo bedenklich gewesen, und der Löwe wurde in einem Stall des Hôtel du Nil untergebracht, wo er täglich eine Menge Besuche empfing. Seine stete Gesellschaft war ein kleiner Neger aus Gondokoro, den Dr. Nachtigal gleichfalls mitgebracht hatte. Beide waren unzertrennlich, aßen, spielten und schliefen zusammen und hätten für einen Genremaler ein hübsches Bild geliefert. Als Dr. Nachtigal einige Monate darauf nach Europa zurückkehrte, mußte er sich von seinen beiden Lieblingen trennen, und der Löwe, der sich mittlerweile stark entwickelt hatte, kam später nach Wien in den dortigen zoologischen Garten.

biſſen zu holen, natürlich nicht ohne ſeinerſeits einen Bakſchiſch zu verlangen, den alsdann der Affe in den Mund ſteckt und ſeinem Herrn bringt.

Manchmal ſieht man auch eine ganze Affengeſellſchaft wie kleine Kunſtreiter koſtümirt durch die Muskih ziehen; die großen Paviane in Paletot und Federhut reiten auf Ziegen und ſchlagen dabei beſtändig auf kleine Schellentamburins, und die braune Straßenjugend macht Chorus. Der Beſitzer dieſer luſtigen Künſtlertruppe, ein Araber mit grünem Turban, alſo auch ein Nachkomme des Propheten, führt dieſelbe in die verſchiedenen Hôtels und macht während der Winterſaiſon brillante Geſchäfte; im Sommer gibt er Vorſtellungen auf den öffentlichen Plätzen und dann geſellen ſich noch allerlei ſonſtige Poſſenreißer zu ihm.

Auch Schlangenbändiger ſieht man in der Muskih und ſie produziren gern ihre Künſte. Dieſe ſind zweierlei Art: das Spiel mit abgerichteten Schlangen und das eigentliche Schlangenbeſchwören. Das letztere iſt ſehr problematiſch, gehört aber doch nicht ganz in das Reich der Fabel, nur wird die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes damit ſehr ausgebeutet.*) Die

*) Der ſehr glaubwürdige Lane, noch immer eine der erſten Autoritäten in Bezug auf Aegypten, erzählt mehrere Fälle, wie ein Schlangenbeſchwörer, der in ein Haus gerufen wurde, wo ſich eine Schlange verſteckt haben ſollte, dieſe durch Pfeifen, Klopfen und dazu gemurmelte Gebete hervor- und in einen Sack hineingelockt habe. Dieſe Schlangenbeſchwörer („Pſylle“) gehören

gewöhnlichen Schlangenbändiger dagegen treiben ihre Künste auf offener Straße und man braucht nur einen von ihnen herbeizuwinken, so hockt er nieder, holt aus einem Ledersacke, oder auch aus der Brusttasche ein halbes Dutzend großer und kleiner Schlangen hervor und fängt an, mit ihnen zu spielen. Sie schlängeln sich um seine nackten Arme und Beine und um seinen Hals, verkriechen sich in seinen Kleidern und schlüpfen, wenn er pfeift, wieder hervor, ringeln sich dann auf dem Boden um ihn herum, heben den Kopf, blähen sich auf und züngeln nach ihm, wie wenn sie ihn beißen wollten, was sie auch vielleicht

---

meistens einem besonderen Derwischorden an und haben außerdem noch die Spezialität, bei besonderen Feierlichkeiten lebendige Schlangen zu verzehren . . . zu fressen, möchte man lieber sagen, denn eine solche Prozedur ist doch nur aus einer Art von religiösem Wahnsinn zu erklären. Ich selbst habe sie einmal mit angesehen, und zwar in nächster Nähe, am Tage des Muled el Nebbi (dem Geburtsfeste des Propheten), wo mehrere Psyllen unter tollen, gliederverrenkenden Tänzen plötzlich in die Brusttasche ihres Kaftans griffen und aus derselben einige drei bis vier Fuß lange lebendige Schlangen hervorholten. Sie schwenkten sie erst mehrere Minuten lang über ihre Köpfe hin und her und bissen ihnen dann ein Stück aus dem Genick heraus, das sie mit ihren weißen Zähnen bei fast offenem Munde zermalmten und dann hinunterschluckten. Ein wahrhaft thierischer Anblick und so ekelerregend, wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gesehen. Das gemeine Volk hält auch diese Leute, deren ganze Erscheinung an Tollhäusler erinnert, für heilig.

thun würden, wenn ihnen die Giftzähne nicht ausgebrochen wären, stellen sich dann auf ein Kommando todt und bleiben regungslos, bis er sie durch einen neuen Zuruf wieder lebendig macht u. s. w. Auch Skorpione und anderes Gethier holt er unter seiner Filzkappe hervor und läßt sie umherkriechen, aber den Skorpionen ist ebenfalls der Stachel mit der Giftblase abgeschnitten, so daß sie nicht stechen können; das Ganze ist mithin ein ziemlich unschuldiger, wenn auch nicht eben sehr anziehender Hokuspokus und wir werfen dem armen Teufel gern einige Piaster Bakschisch hinunter, worauf er dann unter wiederholtem Katakéra ketihr! (vielen Dank!) sein Gewürm wieder einpackt und weitergeht.

Weit amüsanter ist ein ambulanter Taschenspieler, der gleichfalls von Haus zu Haus geht und durch einen glücklichen Zufall vis-à-vis von unserem Balkon stehen bleibt, wo einige Effendis in einem kleinen Weihrauch- und Essenzenladen auf dem mit einem schönen Teppich belegten Boden sitzen, natürlich Kaffee schlürfend und Tschibuk rauchend. Sie winken ihm zu und in demselben Moment holt er auch schon aus einem Schnappsack ein paar messingene Becher und beginnt seine Kunststücke.

Es sind so ziemlich dieselben, die wir in einem früheren Kapitel (der Palmengarten des Hôtel du Nil) näher geschildert haben: das Becherspiel mit den Kugeln, das Feuerfressen, das Thalerspucken u. s. w. Allah! ruft die ganze Versammlung, denn es hat sich sofort

ein Kreis von Neugierigen gebildet, trotz des Menschengewühls und der vielen Wagen und Reiter, wobei es ein ewiges Wunder bleibt, daß Niemand überfahren oder sonst getreten und gedrückt wird. Zum Schluß wirft er unter dem unaufhörlichen Allah! Allah! der Zuschauer den Kopf in den Nacken und zieht aus dem Munde ein zierlich aufgerolltes Papierstäbchen heraus, das länger und immer länger wird, bis es (es ist unglaublich, aber buchstäblich wahr!) weit über das Zeltdach des Ladens zum ersten Stockwerk des Hauses hinaufreicht. Nun sammelt er ein paar spärliche Piaster, denn das große Publikum (tout comme chez nous) zieht sich in diesem kritischen Moment zurück und zerstreut sich, aber wir wickeln einen Franken in Papier, den wir ihm über die Straße hinüber zuwerfen. Er dankt, fängt das Papierchen auf und wirft es sofort zurück; wenn wir es aber öffnen, ist ein Steinchen darin. Im Fortgehen sehen wir noch deutlich, wie er unter jedem Ohrläppchen ein Hühnerei trägt, gleichfalls ein unbegreifliches Kunststück, denn Jeder kann es wegnehmen und untersuchen und findet nichts als ein gewöhnliches Ei, und das Räthsel bleibt ungelöst. Dann ist er in dem Menschengewühl verschwunden.*) —

*) Solcher Taschenspieler gibt es in Kairo eine große Menge und alle entwickeln eine staunenswerthe Geschicklichkeit. Auch die bei öffentlichen Festen und sonstigen Aufzügen erscheinenden halbnackten und meistens nur mit einem Schurz um die Hüften bekleideten Gaukler gehören in diese Kategorie, obwohl das Volk auch diese, wie die Schlangen-

Was nun weiter? fragt vielleicht ungeduldig der eine oder andere Leser, dem unsere Schilderung nachgerade etwas lang (hoffentlich nicht langweilig) erscheint, ist denn dies Theatrum mundi noch immer und immer nicht zu Ende und gibt es denn noch immer etwas Neues? Gewißlich und fürwahr, und ich habe mich nur zu beschränken, um nicht allzu lang zu werden und endlich zum Schluß zu kommen; wobei ich noch befürchten muß, mich hier wiederholt und dort auf der anderen Seite etwas Wichtiges vergessen zu haben.

Doch das kann dem Besten passiren, und ich möchte nur jeden allzu strengen Kritiker hier an meine Seite stellen und ihn dann fragen, ob ihm nicht wirklich in einzelnen Momenten Hören und Sehen vergehen, und ob er nicht, anstatt, wie ein guter Schilderer thun soll, den gegebenen Stoff zu beherrschen, von diesem beherrscht, wo nicht überwältigt wird.

---

fresser, zu den Heiligen rechnet. Sie stoßen sich fußlange spitze Eisen in die Augen und treiben sich Messer und Dolche durch Arme und Beine; manche haben auch einen großen Säbel im Bauche stecken und laufen stundenlang damit umher, was geradezu unmöglich wäre, wenn nicht alle diese Faxen und Prozeduren auf Augentäuschung beruhten. Aber äußerst geschickt sind diese Leute, das muß man ihnen lassen: nur ist es lächerlich, ihnen irgendwie übernatürliche Kräfte und Eigenschaften beizulegen, und vollends empörend, wenigstens nach unseren christlichen Begriffen, sie „heilig" zu nennen. Freilich ist hier im Orient so Vieles, und namentlich in den höheren moralischen und ethischen Gebieten, unseren Anschauungen und Grundsätzen so diametral entgegengesetzt!

Gegen 5 Uhr Nachmittags ist das Getümmel und Gewühl, das Wogen, Lärmen und Schreien, das Auf- und Abfluthen der Menschen, Wagen, Pferde, Esel, Kameele und Büffelochsen (die letzteren vor großen, hochbeladenen Waarenkarren) auf den höchsten Punkt gestiegen; dann fehlt nur noch, was auch manchmal geschieht, daß ein Regiment Soldaten vorbeizieht und Alles rechts und links zur Seite drängt, um durchzukommen, was auf den ersten Blick vollständig unmöglich erscheint und was doch geht, eben weil es gehen muß. Voran die Musik und, wenn es eines der vier Leibregimenter des Vicekönigs ist, eine recht hübsche Musik, ganz wie bei uns daheim, aber vorzugsweise italienische und französische Märsche; dann der Oberst auf einem prächtig gezäumten Pferde, und nun die Soldaten in schneeweißer Uniform und rothem Tarbusch, mit blanken Remington- oder Miniégewehren und durchweg schmucke, kräftige Leute, denen die hell- oder dunkelbraune Gesichtsfarbe erst recht ein martialisches Ansehen gibt. Ein gegen sieben Fuß langer, fast schwarzer Berberiner trägt die große grüne Fahne mit dem Halbmond und den goldgestickten Koranversen, und viele hundert braune und schwarze Straßenjungen laufen nebenher. Kaum ist das Regiment vorüber, so fluthet die Volksmenge wieder zu einer kompakten Masse zusammen, freilich um in der nächsten Minute auf's Neue von einer Kameelheerde, oder von den Läufern der Equipagen auseinander getrieben zu werden. Jetzt ist auch die Stunde, wo man mit vollem Rechte sagen kann,

daß in der Muskih, außer der eingeborenen arabischen Bevölkerung, alle Nationen und Kostüme der Welt vertreten sind: Türken, Perser und Armenier, Georgier und Tscherkessen, Griechen, Malteser und Arnauten, Algerier und Marocconer, pechschwarze Mohren aus Nubien und den Gallasländern, heller gefärbte Neger aus dem Sudan und aus Abessinien, und dann wieder die tiefdunkeln Bewohner von Darfur und Tombuktu; ferner Beduinen vom Rothen Meer und aus der Lybischen Wüste, sogar Juder und Chinesen, wenngleich in sehr vereinzelten Exemplaren. Seltsam nehmen sich unter diesen bunten Gewändern und Turbanen die eigentlichen Europäer aus, die höchstens einen gelben oder weißen Sonnenschirm und einen grünen oder weißen Hutschleier tragen, und vollends komisch diejenigen (in der Regel Engländer), die noch den Cylinderhut (die Angströhre!) nicht abgelegt haben. In dieser Umgebung sieht man erst recht, was für ein albernes Ding im Grunde unser europäischer schwarzer Hut ist, zumal in den Augen der Orientalen, die, wenn sie mit einander zanken, sich gegenseitig gern zurufen: „Gott setze dir einen Hut auf!“ (Allah jelbisak burnéta!), mit welcher Verwünschung sie nämlich sagen wollen: Gott mache dich zu einem Ungläubigen! d. h. zu einem Christen.

Diesem Völkergewirr entspricht auch das Sprachengewirr, und es ist wirklich nicht übertrieben, wenn man sagt, daß in der Muskih fast alle Sprachen der Welt gesprochen werden. Zunächst die gewöhnlichen europäischen: italienisch, griechisch, spanisch, französisch,

englisch und deutsch, alsdann aber auch ungarisch, rumänisch und bulgarisch, ferner außer der Landessprache, dem Arabischen und Türkischen, noch verschiedene asiatische Sprachen, namentlich persisch und indisch, und endlich alle ostafrikanischen Mischsprachen bis zu den zahlreichen Negerdialekten, für deren Laute es gar keine Schriftzeichen mehr gibt. Man braucht sich nur während des stärksten Gewühls eine halbe Stunde vor die Hausthür zu setzen, wie ich es selbst oft gethan, und auf das Gerede der Vorübergehenden zu horchen, um sofort einen Begriff von dieser ächt babylonischen Verwirrung zu bekommen.

Von den „aufgedonnerten" Levantinerinnen haben wir schon bei einer früheren Gelegenheit gesprochen; aber auch sie sind zur Kompletirung unseres bunten Kaleidoskops nothwendig . . . . vom abschreckend zerlumpten Bettler bis zum stolzen Pascha auf hohem prächtig geschirrtem Roß, vom halbnackten Fellahweibe bis zur sammt- und spitzen-verhüllten Haremsdame in vergoldeter Karosse — wie sie alle an uns vorbeipassiren, so müssen wir sie auch nennen, obwohl wir trotzdem immer nur ein kleines Bruchstück des großen Ganzen wiedergeben können.

Und seltsam! wer in diesem Getöse und Gewühl ein stilles Plätzchen zum Ausruhen suchen wollte, der würde auch ein solches sofort finden: er braucht nur in eines der vielen Kaffeehäuser zu treten, die man namentlich in dem oberen, mehr arabischen Theil der Muskih überall antrifft. Oft sind freilich alle Plätze

besetzt, aber die Gäste, zumal die Türken, sind höflich und rücken gern zusammen, und sofort erscheint auch schon der schwarze oder braune Diener und bringt unaufgefordert den duftenden Trank und auch den Nargileh, oder den Tschibuk, wenn man einen verlangt. Auf dem Teppich in der Mitte sitzt eine malerische Gruppe um zwei Schachspieler herum und Alle verfolgen aufmerksam die einzelnen Züge. Die Figuren sind von den unsrigen etwas verschieden, aber da das Schachspiel bekanntlich orientalischen Ursprungs ist (uralt und schon lange vor unserer christlichen Zeitrechnung verbreitet), so dürften sie wohl die richtigsten sein.*) Die Spieler und auch die Zuschauer sehen

*) Die Schachspieler unter meinen Lesern wird jedenfalls die Notiz interessiren, daß auch die Züge des arabischen Spiels einige Abweichungen darbieten. So können die Bauern immer nur ein Feld zur Zeit und nicht wie bei uns anfangs zwei Felder vorrücken, und was noch seltsamer ist, der erste Zug des Königs darf, nach dem Belieben des Spielers, ein Springerzug sein. Der König heißt Sultan und die Königin (schon weil die Frauen im Orient viel zu unbedeutend sind, um öffentlich auftreten zu können) der Oberfeldherr „Emihr el kebihr". — Ein in den unteren Volksklassen sehr beliebtes Spiel ist ferner das Mühlenspiel, und man kann überall in den Straßen von Kairo einige Araber auf dem Boden hocken sehen, die auf einem alten Stück Brett, wo die Quadrate mit Kreide bezeichnet sind, schwarze und weiße Steine hin- und herschieben. Sie sind in diesem Spiel außerordentlich geschickt und fühlen sich sehr geschmeichelt, wenn man ihnen zuschaut und ihnen ein Kompliment

sehr gravitätisch aus, bis endlich das verhängnißvolle mat (arabisch: todt) ertönt, wo alsdann in der Regel eine sehr lebhafte Diskussion beginnt.

Wir aber als neugierige Europäer, denen Alles so wunderbar erscheint, sind immer wieder versucht, in dem wilden Gewühl einige einzelne Figuren festzuhalten, die sich durch ihre originelle Erscheinung oder durch ihre seltsame Industrie auszeichnen. Zu den letzteren gehören unstreitig die kleinen Araberburschen, die eine große flache hölzerne Schüssel mit allen denkbaren und undenkbaren Fleischresten und Abfällen umhertragen und unaufhörlich agáp! agáp! rufen. Es sind dies die Katzenfütterer, die vor jedem Hause, wo sie eine Katze wissen, stehen bleiben und so lange mit ihrem Messer klappern, bis man ihnen etwas abkauft. Sie erhalten ein kleines Kupferstück als Bezahlung, machen aber trotzdem ganz gute Geschäfte, denn die Aegypter sind große Katzenliebhaber, und was das Spaßhafteste dabei ist, die Katzen selbst kennen sehr gut ihre täglichen Versorger, und sowie sie das agáp, agáp hören, kommen sie überall zum Vor-

macht. — Die arabischen Kinder endlich spielen viel das auch bei uns unter dem Namen „Abnehmen" bekannte Kinderspiel, wo der eine Spieler einen langen zusammengeknoteten Bindfaden über die beiden Hände spannt, die dann der andere „abnimmt", wodurch allerlei bunte Figuren entstehen, für die sie, merkwürdigerweise, fast die gleichen Benennungen haben wie wir, z. B. das Wasser, das Fenster, die Wiege u. s. w., nur daß sie eine weit größere Anzahl solcher Figuren zu machen wissen.

ſchein und begrüßen ihren Freund mit lautem Miauen. Auch die herrenloſen Hunde, die man in allen Straßen Kairo's, wie überhaupt im ganzen Orient, antrifft, kennen den Katzenfütterer und drängen ſich an ihn heran, aber er bekümmert ſich nicht um ſie, oder gibt ihnen wohl gar einen Fußtritt, denn es ſind elende, mißachtete Proletarier, die obenein bei den Mohammedanern für unreine Thiere gelten, wo hingegen die Katzen in Ehren gehalten und gepflegt werden. Dies friedliche Bild wird plötzlich durch ein unerfreuliches, wildes unterbrochen: die Straßenpolizei hat einige Leute arretirt und der Menſchenknäuel wälzt ſich unter entſetzlichem Geſchrei und Getöſe an uns vorüber. Man weiß nicht, iſt es ein Dieb, oder ſind es einige Araber, die in Streit geriethen, oder was ſonſt. Auch Weiber ſind darunter und Alles ſchreit und geſtikulirt zuſammen, und die zwei oder vier weißen Soldaten haben alle Mühe, ſich mit ihren Delinquenten bis zur nächſten Wache durchzuſchlagen, was wörtlich zu nehmen iſt, denn ſie haben ihre langen Nilpferdpeitſchen aus der Taſche gezogen und ſchlagen unbarmherzig nach rechts und links auf die Menge ein, die ſcheu zurückweicht, aber immer wieder von Neuem zuſtrömt ... nun müſſen wir als treue Berichterſtatter hinzufügen, daß dieſe Sicherheitsmänner lange nicht ſo ſchlimm und gefährlich ſind, als ſie ſich das Anſehen geben, und daß ſie immer nach unten in die weiten Gewänder hinein und nicht auf die Köpfe oder in die Geſichter ſchlagen. Wir haben manchmal die Gendarmen

und Polizisten in Europa ihre Arrestanten weit brutaler behandeln sehen.

Kaum ist dieser Auflauf vorüber, so kommt von dem oberen Ende der Muskih eine Abtheilung Kavallerie angetrabt, d. h. sie traben, soweit es ihnen das Menschengewühl gestattet. Aber die kleinen arabischen Pferde sind sehr gewandt und man thut am besten, sie gar nicht zu lenken, sondern ruhig gehen zu lassen (was übrigens auch von den Eseln gilt), um bequem fortzukommen. Diese Reiter sind die vielgenannten und vielgefürchteten Baschi-Buschuks, eine Art von irregulärer türkischer Kavallerie, die von der Pforte und auch von der aegyptischen Regierung zu kleinen Expeditionen benutzt werden. Es ist ein ganz absonderliches Korps, das keinen anderen Befehlshaber kennt als seinen jedesmaligen Anführer, einen Bey, und das dabei auf eigene Hand fouragirt und marodirt und sich durchschlägt, so gut oder so schlecht es eben gehen will. Ihre Zahl beträgt nie über dreihundert und in Kairo sind sie im Ganzen nur selten zu treffen. Dort betragen sie sich aber ganz manierlich und zwar schon deßhalb, weil man sie sonst sofort weiterschicken würde. Ihre Uniform nach türkischem Schnitt ist sehr kleidsam: Pluderhosen und Jacke mit weitgeschlitzten Aermeln von grauer Leinwand und über und über mit hochrothen Litzen und Schnüren besetzt, dazu das rothe Fez mit der blauen Troddel und einen breiten bunten Gürtelshawl, in welchem wenigstens zwei Pistolen, zwei Dolche und noch einige Messer stecken,

an der Seite ferner einen krummen Säbel und auf dem Rücken eine lange Beduinenflinte — alſo martialiſch genug, obwohl dies Waffenarſenal mehr zum Aufputz dient, denn eine einzige deutſche Spitzkugel würde dasſelbe leicht bemeiſtern. Ihr Anführer, der Bey, trägt eine dunkelblaue goldgeſtickte Uniform und ſein Pferd iſt ganz in goldgeſtickte Schabraken gehüllt; man meint, den Sultan in Perſon zu ſehen, aber das iſt, wie wir bereits wiſſen, ſo Mode im Orient. Dabei ſitzen ſie in einem ſtuhlähnlichen Sattel mit hoher Rücklehne, und die breiten ſchaufelförmigen Steigbügel machen ihnen den Sitz noch bequemer. Sie kommen auch, ſozuſagen, gar nicht von ihren Pferden herunter und manche ſollen ſogar auf ihnen ſchlafen; in Kairo haben ſie übrigens ein Zeltlager, dicht vor der Stadt in der Wüſte, denn in der Stadt ſelbſt dürfen ſie nicht übernachten. Sie kommen nur von Zeit zu Zeit herein, um ihre kleinen Einkäufe zu machen. Wir ſehen auch, wie ſie ſich rechts und links in die Seitengäßchen vertheilen, die meiſt ſo ſchmal ſind, daß kaum mehr als zwei, drei Menſchen nebeneinander gehen können; ſie bringen es aber doch fertig, mit ihren Pferden durchzudringen, und halten bald vor dieſem, bald vor jenem Laden an, um ein buntes Tuch, eine Pfeife u. dgl. zu kaufen, auch wohl irgend welchen Frauenſchmuck, den ſie ihrem „Schatz“ in Ober-Aegypten, wohin ſie in einigen Tagen abgehen werden, mitbringen wollen. „Hat Allah dich auch mit Geld geſegnet, theurer Bruder?“ fragt der Händler, der die

lockeren Burſchen kennt. Der Baſchi-Buſchuk nimmt die Frage auch gar nicht übel, im Gegentheil, er zieht eine ſeidene Börſe heraus und klingelt mit den Thalern, dingt und feilſcht dann aber noch eine gute Weile, läßt ſich auch ein Schälchen Kaffee auf's Pferd reichen, bezahlt dann und reitet davon. Manchmal paſſirt es freilich auch, daß er das Bezahlen „vergißt" und ſich ſchnell aus dem Staube macht. „Daß Allah dich des Augenlichts beraube, wie du mich beraubſt!" ruft ihm dann der Händler wüthend nach, aber einige Kameraden beſchwichtigen ihn und zahlen die paar Piaſter.

Mittlerweile iſt vor unſerem Hauſe wieder ein kleiner Auflauf entſtanden und Alles drängt ſich hinzu, um zu ſehen, was es gibt. Es iſt nichts mehr und nichts weniger als eine gefangene Ratte, der nun auf ächt arabiſche Weiſe, und zwar auf eine wahrhaft abſcheuliche, der Garaus gemacht wird. Man begießt nämlich das arme Thier, das in der Falle wie toll umherſpringt, mit Petrol, zündet es unter Freudengeſchrei an, das erſt aufhört, wenn das arme Thier jämmerlich verbrannt iſt. Man kann dieſe infernaliſche Prozedur täglich überall ſehen und es fällt Niemand ein, etwas Anderes darin zu finden, als einen luſtigen Spaß. Auch den zufällig vorbeiſpazierenden Polizeiſoldaten kommt es nicht in den Sinn, dagegen einzuſchreiten, im Gegentheil, ſie ſchauen mit zu und amüſiren ſich dabei, wie die Uebrigen. Die kleinen Arabermädchen klatſchen vergnügt in die ſchmutzigen braunen Händchen

und bedauern vielleicht nur, daß der Spaß nicht länger währt. Ich erwähne dies hier, weil dergleichen Dinge einen Blick in die Denkweise des Volkes thun lassen, das gerade in dieser Beziehung noch auf einer beklagenswerth niederen Stufe steht.*) Unsere Damen

*) Sie wissen es eben nicht besser und haben es nicht anders gelernt, obwohl der Koran einen Passus enthalten soll, der zur Erbarmung gegen Thiere ermahnt. Täglich kommen in der Muskih Fälle vor, wo ein armer zum Skelett abgemagerter Gaul vor seinem überladenen Karren zusammenbricht und dann von dem Fuhrmann unter den entsetzlichsten Flüchen und Verwünschungen, wie man sie nur im Orient hört, unbarmherzig gemißhandelt wird. Es ist freilich auch schon passirt, daß der Fuhrmann wieder seinerseits, wenn sein Herr zufällig herbeikam, von diesem ganz ähnlich tractirt wurde. Der Esel vollends ist der Märtyrer und Sündenbock aller Welt und doch zugleich das nützlichste und geduldigste Geschöpf. So ein armes Grauthier, das sich mit etwas Klee und, wenn es hoch kommt, mit einigen Handvoll Maiskörnern begnügen muß, trägt zentnerschwere Lasten oder trabt mit seinem Reiter vom Morgen bis zum Abend durch die Straßen, ja bis nach den Pyramiden (über zwei Stunden) und bis nach Sakkarah (gegen vier Stunden) und das in der stärksten Hitze. Die meisten von ihnen haben hinten am Schwanzriemen eine wunde Stelle, in welche die Treiber geflissentlich mit ihren Stöcken hineinstoßen, um die Thiere durch den Schmerz schneller laufen zu lassen. Haben wir selbst doch einst einen Eselbuben getroffen, der sich zu diesem Zwecke einer scharfen Glasscherbe bediente und ganz erstaunt war, als wir ihm diese Grausamkeit, und zwar mit Hülfe unseres Spazierstocks, begreiflich zu machen suchten. Aber ist denn das Loos der Eselbuben selbst

wandten sich entrüstet ab, und ein Landsmann, der erst vor wenigen Tagen angekommen war, ereiferte sich sehr und fragte, ob denn kein Verein gegen Thierquälerei in Kairo bestände.... Du lieber Gott! erwiderte ein Anderer, sagen Sie doch vorher gegen Menschenquälerei, wobei er gewiß an die Sklaven und Eunuchen und mehr noch an die Fellachen dachte. Ein ernstes Kapitel, viel zu ernst, um hier in unserer heutigen, leichten Schilderung näher darauf einzugehen. Aber es wird hoffentlich mit der Zeit besser werden, und wir dürfen, um billig zu sein, nicht vergessen, in welchem Zustande sich noch vor wenig Decennien das aegyptische Volk befand, und wie viel schon geschehen ist, um es humaner zu machen. Volkserziehung ist das große Wort, das mehr und mehr zur praktischen Geltung kommen muß, und Gottlob ist damit schon ein lobenswerther Anfang gemacht worden. Und wie war es denn in unserem christlichen Europa vor noch kaum hundert Jahren bestellt, wo z. B. in Frankreich unter Ludwig XV. (le bien aimé!) ein armer Teufel, der einen Hasen in den königlichen Forsten gewilddiebt hatte, auf die Galeeren kam, und wo Damiens, der

---

ein viel besseres? Wie manchen kann man Nachts in der Straße auf der bloßen Erde an irgend einer Hausmauer liegen sehen, in Gesellschaft von einigen Hunden, und sein zerlumptes Baumwollenhemd als ganze Bedeckung. Der helle Mond bescheint die schlafende Gruppe, für die vielleicht nur wir einen mitleidigen Blick haben, denn der Inländer findet dergleichen ganz natürlich.

auf denſelben „vielgeliebten“ König einen Mordverſuch gemacht, geviertheilt wurde, welche Operation über eine Stunde dauerte, während alle Fenſter des Grève-Platzes mit ſchöngeputzten ſchauluſtigen Damen der beſten Geſellſchaft angefüllt waren. Ueberheben wir uns alſo nicht, ſondern bedenken wir, was Aegypten war und was theilweiſe der Orient noch iſt, und wir dürfen alsdann den civiliſatoriſchen Beſtrebungen des jetzigen Vicekönigs unſere Anerkennung nicht verſagen.

Pardon für dieſe Abſchweifung; doch man kann derartige Gedanken, die ſich Einem hier von allen Seiten und bei allen Gelegenheiten aufdrängen, nicht immer zurückweiſen.

Daß wir ihnen indeß nicht allzu lange nachhängen, dafür ſorgt, wenigſtens heute auf unſerem Muskih-Balkon, ein neues Schauſpiel, das ſofort unſere ganze Aufmerkſamkeit wieder in Anſpruch nimmt. Es iſt dies eine Art Proceſſion, welche die Straße heraufkommt und die ſich zu einem ſogenannten Muled (dem Feſte und Gedenktage irgend eines „Heiligen“) in der Umgegend von Kairo begibt. Vier mit rothen Decken, Muſcheln und Spiegeln aufgeputzte Kameele tragen an langen ſtarken Querbalken ein großes hölzernes bunt angemaltes Haus, das ſogar mit Fenſtern und Vorhängen verſehen und inwendig mit Teppichen, Divanen und kleinen Tiſchchen ausgeſtattet iſt. Drei verſchleierte Frauen ſitzen in dem Häuschen und zwar Frauen von Stande, die ſich nur auf dieſe Weiſe zu einem Muled begeben können.

Zwei Eunuchen zu Pferde und vier sehr hübsch kostümirte Sklavinnen zu Esel reiten nebenher und einige andere Kameele folgen, die einen vollständigen Zeltapparat und Kisten und Kasten mit Lebensmitteln tragen. Draußen am Rande der Wüste, wo der Muled gefeiert wird, der gewöhnlich drei Tage dauert, wird alsdann das Zelt aufgeschlagen, das die Damen bewohnen, wenn sie es anders nicht vorziehen, in ihrem Häuschen zu bleiben, in welchem Falle das Zelt dem Gefolge dient. In einiger Entfernung kommen alsdann mehrere Scheichs zu Pferde, denen große rothe und grüne Fahnen vor- und nachgetragen werden, und einige zwanzig Araber mit Flammenkörben (Maschallahs), die aber am Tage mit bunten Tüchern umwickelt sind. Musikanten mit Tarabukka, Tamtam und Flöte beschließen den Zug, der natürlich unglaubliche Mühe hat, sich durch das Volksgewühl hindurchzuarbeiten; aber, wie wir es schon so oft gesehen, es glückt doch .... die Menschenwogen theilen sich, brechen sich, stauen sich auf und fließen sofort wieder zusammen, immer das alte und stets sich erneuende Bild eines gewaltig brandenden Meeres. —

Jetzt aber, denn es ist mittlerweile Abend geworden, werden wir uns selbst in das Meer hinabwagen und zwar kühn zu Fuß; es sind übrigens nur wenige Minuten von unserem Hause bis zum Hôtel du Nil, wo wir speisen. Freilich ist gerade diese letzte Abendstunde für die Muskih die belebteste, und sie von oben bis unten per pedes zu durchwandern,

wäre keine kleine Aufgabe und könnte sogar gefährlich werden. Dazu muß man ein Inländer, ein Araber, oder überhaupt ein Orientale sein. Unsereiner, vorzüglich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes, wird von dem Gewühl und Getöse so ergriffen und betäubt, daß er, wie es mir wenigstens anfangs mehrfach passirt ist, sich hastig in den ersten besten Laden oder unter irgend ein Hofthor flüchtet, um seine Person in Sicherheit zu bringen und die tolle wilde Jagd an sich vorbeisausen zu lassen. Also aufgepaßt und nur immer gerade vor sich hingeschaut und nicht nach rechts oder links, um etwa ein schönes Kostüm, einen bunt ausstaffirten Laden, einen Ausrufer oder Händler mit drolligen Waaren, oder auch verschleierte Frauen, geputzte Sklavinnen, galoppirende Eunuchen, fahrende Haremsdamen und Gott weiß was sonst noch Alles zu betrachten. Dann ist man sofort verloren und hat im nächsten Augenblick einen Kameelkopf im Nacken, oder geräth zwischen einige Eselreiter, oder wird unsanft von einem Läufer bei Seite gestoßen, wobei man noch riskirt, über Kinder und Hunde zu stolpern, oder auch über die vielen Körbe und Kisten- und Kasten, die mit ihrem verschiedenartigen Inhalte längs der ganzen Straße aufgestellt sind; denn wenn es in der Muskih auch kein Trottoir gibt, so halten sich doch die Fußgänger stets so viel wie möglich an den Häuserreihen, um nicht überfahren, überritten oder überrannt zu werden. Kommt man dabei noch einem der obenbeschriebenen Prunkzüge, einer Karawane oder einem

Leichenbegängniß in den Weg, so ist doppelte und dreifache Noth und Verlegenheit; aber dann macht man es resolut wie alle Anderen, man drängt und stößt und pufft ohne viele Umstände, nur um sich seiner Haut zu wehren... eine wahre Blocksbergwirthschaft, die an die Worte im Faust erinnert: „du meinst zu schieben und du wirst geschoben.“ Dazu die untergehende Sonne, die voll und glänzend von Westen her in die Muskih hineinscheint und den überall aufwirbelnden Staub vergoldet — ein prächtiger, aber augenblendender Anblick!

Da sind wir Gottlob schon am Ziel und biegen links in das enge Seitengäßchen ein, das wir bereits kennen und das zum Hôtel du Nil führt. Jetzt verhallt das Lärmen und Tosen hinter uns und bei einer nochmaligen Windung des Gäßchens sind wir von all unserer Noth erlöst. Der große Palmengarten des Gasthofes liegt vor uns, alle Bäume und Pflanzen desselben prangen im frischesten Grün und die verschiedenartigsten Blumen leuchten in glühenden Farben durch das Laubwerk. Unter einem luftigen Sonnenzelt ist die Abendtafel servirt — während der Wintersaison, wo das Hôtel natürlich von Fremden aller Nationen überfüllt ist, wird in den großen Sälen des Hauses gespeist — und die Freunde, zumeist Landsleute, die nach guter deutscher Sitte vor dem Essen noch einen Schoppen trinken, machen mir Vorwürfe, daß ich so spät gekommen. Diesmal war ich zur Genüge entschuldigt, denn ich hatte (und der Leser

wird mir Recht geben) den Tag über redlich gearbeitet. Nun schmeckte mir aber auch die Ruhe doppelt süß, zumal bei dem wirklich wunderbaren Kontrast dieses friedlich stillen Gartens mit der soeben verlassenen wildbewegten, tobenden Muskih.

Und doch muß man mir ein kurzes Schlußwort, schon der Vollständigkeit wegen, noch gestatten.

* * *

Wir blieben ziemlich lange im Hôtel, wozu uns weniger die Tafel, obwohl man dort vortrefflich speist, als der wunderschöne Garten verleitete. Es war mittlerweile völlig Abend geworden, die bunten Glaslaternen der Veranda, unter welcher wir saßen, waren bereits angezündet und der Mond blickte über die weißen Häuserwürfel, die den Garten fast von allen Seiten begrenzen, herüber und warf ganze Silberfluten seines magischen Lichtes auf die Palmen, die Sykomoren und Nilakazien, deren vielgestaltete Kronen und Blätter sich scharf und genau auf den sauber gepflegten Kieswegen abzeichneten. Ein Plauderstündchen in solcher Umgebung, beim duftenden Mokka und dem dampfenden Tschibuk, mit befreundeten Landsleuten, wo man der fernen Heimat und der dortigen Lieben gedenkt, die vielleicht in dieser nämlichen Abendstunde auch unser gedenken, vollends wenn der Kontrast der Jahreszeiten dazukommt . . . . daheim kalte Novemberstürme oder wohl gar schon Schnee und Eis, und hier eine milde balsamische Luft, unter immergrünen Blüthenbäumen, bei erfrischender Kühle nach

der Hitze des Tages — ein solches Plauderstündchen hat etwas ungemein Gemüthliches und Poetisches zugleich und entschädigt für so viel anderes Gute und Schöne, das man hier leider in der aegyptischen Fremde entbehrt.

Trotzdem muß ich den Freundeskreis endlich verlassen und mich noch einmal, wie ich es versprochen, in die Muskih begeben, um nun auch ihr letztes nächtliches Bild dem Leser zu schildern.

Wie durch einen Zauberschlag ist die lange, weite Straße verwandelt, denn sie ist jetzt schweigsam und öde, wenigstens im Vergleich zu dem tobenden Menschengewühl und dem entsetzlichen Tosen und Lärmen vor noch kaum zwei Stunden. Die Reiter und Wagen sind so gut wie verschwunden, und was noch an Fußgängern zu sehen ist (und es sind fast nur Türken und Araber), wandelt langsam und gemessenen Schrittes auf und ab. Die meisten Läden sind geschlossen, mit Ausnahme der Tabaks- und Fruchtläden und, nach dem oberen östlichen Ende, der Kaffeehäuser, in denen das rege Leben erst recht beginnt.*) Von ihnen

*) Um der Kritik vorzubeugen, bemerke ich (was ich übrigens schon früher hätte sagen sollen), daß ich recht gut weiß, daß strenggenommen nur der untere kürzere Theil der Straße „Muskih" heißt, vom Eingange am Ibrahim-Pascha-Platze bis zur ersten großen Querstraße des Kanals, wo die Hauptwache liegt; der andere, weit längere Theil heißt eigentlich sicca gedida, die Neue Straße, aber im Volk nennt man fast durchweg Muskih

nehmen sich die Fruchtläden, die mit großen bunten Papierlaternen beleuchtet sind, am hübschesten und originellsten aus. Alle Wände der kleinen Boutique sind terrassenartig mit Früchten förmlich austapeziert, die rothwangigen Aepfel und großen Birnen kommen aus Korfu und Kleinasien; sie sind bei den Arabern sehr beliebt, aber bei Weitem nicht so gut wie unsere europäischen. Wir ziehen natürlich Ananas, Zuckermelonen und mehr noch Orangen und Bananen vor. Die letzteren werden aus Ober-Aegypten massenhaft importirt und sind wohl die köstlichsten Früchte von allen. Goldgelb und groß wie Gurken hängen sie in Büscheln von 30 bis 50 Stück von der Decke herab und die ungeheueren über 10 Fuß langen und gegen 2 Fuß breiten smaragdgrünen Blätter dienen manchmal zur Staffage des Hintergrundes. Je nach der Jahreszeit kommen noch köstliche Trauben, Feigen und kolossale dunkelgrüne Wassermelonen hinzu, und mitten darunter sitzt auf einem farbigen Teppich der Händler in hübschem weißen Turban und blauem faltenreichen Gewande mit hellem Unterkleide — ein ächt orientalisches Bild!

Ueberall brennen große und kleine Lampen und Laternen, und wenn wir näher hinzutreten, so sehen wir, daß es die Eßwaaren- und Getränkhändler sind,

---

die ganze Straße, bis zu den östlichen Schutthaufen, auf denen die Windmühlen stehen und von denen herab man bereits die Wüste mit den Khalifengräbern und dem Mokkatam sieht.

die wir schon vom Morgen her kennen, die aber jetzt nicht mehr lärmend und schreiend umherlaufen, sondern still vor den Häusern stationiren, wo die Vorübergehenden sie schon zu finden wissen. Einzelne spazieren indeß auch auf und ab, so namentlich die Theehändler, aber ihr Ruf ist ganz mild und fast melancholisch geworden, denn sie haben jetzt nicht mehr nöthig, ihre Kehlen so gewaltig anzustrengen, um sich Gehör zu verschaffen. Noch wehmüthiger tönt das langgedehnte ália ámbah der Scherbetverkäufer und das ebenso sanfte fúll agáh der kleinen Knaben und Mädchen, die ihre starkduftenden Jasminsträuße anbieten. Diese Klänge sind so eigenthümlich charakteristisch für die nächtlichen Stunden der Muskih, daß ich sie hier nicht unerwähnt lassen darf .... wie oft, wenn sie aus der Ferne durch die Stille der Nacht in meine halboffen gelassenen Balkonfenster hereintönten, bin ich unter ihnen entschlummert. Sie vervollständigten alsdann gewissermaßen die bunten, märchenhaften Bilder, welche mir die entstehenden Träume vorgaukelten.

Die Kaffeehäuser, namentlich im oberen Theil der Muskih, werden, wie gesagt, erst Abends recht belebt und viele bleiben fast die ganze Nacht über offen. Dort sitzen alsdann bei mattem Laternenlicht die Türken und Araber in zahlreichen Gruppen, sie reden wenig oder nichts, aber grüßen und verneigen sich desto mehr, schlürfen ein Schälchen Mokka nach dem andern und rauchen einen Tschibuk nach dem andern,

sie ruhen aus und genießen behaglich die Kühle; endlich erheben sie sich langsam, grüßen noch einmal feierlich im Kreise umher und lassen sich alsdann von dem schwarzen oder braunen Diener, der mittlerweile den „Fanúhs“ angezündet hat, nach Hause leuchten.*)

Manchmal erscheint aber auch ein Märchenerzähler in den Kaffeehäusern, der stets hochwillkommen ist. Man räumt ihm gern einen erhöhten Sitz ein und auch seinen Begleitern, wenn er welche mitbringt. Diese Begleiter sind alsdann Musikanten; der Eine spielt eine einsaitige Viole, die nur zwei oder höchstens drei verschiedene Töne von sich giebt, und der Andere hat eine Tarabukka (das bereits erwähnte Schellentamburin), und bei den Hauptpassagen des Erzählers — wo der Volksheld Abu-Seid auf seinen vielen

*) Der „Fanúhs“, eine lange, geölte Papierlaterne, spielte in früheren Jahren, wo es noch keine öffentliche Straßenbeleuchtung in Kairo gab, eine sehr wichtige Rolle. Niemand durfte nach Sonnenuntergang ohne einen solchen Fanúhs ausgehen, und wer keinen hatte, wurde von der Polizeirunde angehalten und, wenn man sich nicht genügend legitimiren, d. h. mit einem Bakschisch frei machen konnte, arretirt. Mit der in allen Hauptstraßen angelegten Gasbeleuchtung sind natürlich diese Laternen überflüssig geworden, und auch damit ist unleugbar wieder eine interessante Seite des Straßenlebens von Kairo verschwunden. Aber viele alte Türken und Araber, die überhaupt die modernen Neuerungen mit Kopfschütteln betrachten, haben den Fanúhs beibehalten und lassen sich denselben, wenn sie Abends ausreiten, stets vorantragen.

Liebesabenteuern in Lebensgefahr geräth, aber ſtets durch einen glücklichen Zufall wieder gerettet wird — fallen ſie mit ihrer Muſik ein und rufen dadurch den Applaus der Zuhörer, ein lautes Allah! Allah! hervor.*)

Die Hauswächter (die Boabs) haben unterdeſſen ihr Bett, ein leichtes Geſtell aus Palmenzweigen, auf die Straße getragen, legen einige Matten oder Decken und, wenn es hoch kommt, eine dünne Baumwollmatratze darauf und machen Anſtalt . . . . nicht zu ſchlafen, ſondern zu plaudern. Ihrer drei, vier und oft auch mehrere hocken zuſammen und erzählen ſich die Erlebniſſe des Tages, unter denen vermuthlich die chronique scandaleuse nicht vergeſſen wird, denn es iſt ein fortwährendes Lachen und Kichern und ein Geſchwätz von ſeltſamen Lauten, noch ſeltſamer als das Arabiſche, denn da es meiſtens Berberiner oder Abeſſinier ſind, ſo reden ſie ihr ganz beſonderes Kauderwelſch. Oft bringt auch Einer irgend ein Inſtrument mit, dem er gleichfalls berberiniſche oder abeſſiniſche Töne entlockt, und die Anderen ſingen dazu

*) Abu Seid, aus den Makamen des Dichters Hariri, (im XI. Jahrhundert) iſt der populärſte Held unter den Arabern. Die ausgezeichnete Rückert'ſche Ueberſetzung gibt die ſeltſam gereimte Proſa auf das Gelungenſte wieder, aber man muß das Buch durchaus im Mutterlande ſelbſt leſen und auch ſchon einige Kenntniß des Arabiſchen haben, um es ganz zu verſtehen und zu genießen.

irgend einen „Gulgul“, ein Kampf- oder Liebeslied, eintönig und halbbarbarisch und doch in dieser Umgebung und unter diesem Himmel nicht ohne Reiz. Ja, wenn sie recht lebendig werden, zumal wenn Nubier oder Gallasneger unter ihnen sind, so holen sie wohl einen Flammenbecher mit angezündetem Kienholz herbei und beginnen einen Rundtanz, den sie mit tremolirenden, gurgelnden Tönen begleiten, die ganz an die wilden Thiere erinnern, welche Nachts die lodernden Feuer der Beduinenzelte in der Wüste umkreisen. Eine zufällig vorüberfahrende Kalesche mit Engländern, die von einer verspäteten Pyramidentour heimkehren, hält neugierig an, aber nur flüchtig, denn die Ladies stoßen einen Schreckensschrei aus und verhüllen sich das zarte Gesicht mit den Shawls, weil ein „shocking“ gekleideter Neger plötzlich aus dem Kreise der Tanzenden an den Wagenschlag springt und um den landesüblichen Bakschisch bittet. Der Schrei war indeß überflüssig, denn alle diese braunen und schwarzen Naturkinder sind durchaus harmlos und treuherzig, nur haben sie ihre besonderen Manieren und Sitten, die allerdings mit unseren civilisirten europäischen auffallend kontrastiren.

Nicht minder harmlos sind die nächtlichen Patrouillen, die von Viertelstunde zu Viertelstunde durch die Muskih und von da weiter in die angrenzenden Straßen ziehen, obwohl sie martialisch genug aussehen. Voran geht, von zwei Fahnenträgern begleitet, ein Offizier in rother Uniform, und hinter ihm vier bis sechs Sol-

daten in schwarzen Mänteln mit den blinkenden Gewehren auf der Schulter. Oft geschieht es auch, daß der Offizier, wenn er von der ersten Runde nach der Hauptwache zurückkehrt, dort bleibt, sich sein Bett auf den freien Perron stellen läßt und sich, nach ungenirter Ablegung seiner Oberkleider, schlafen legt; die Soldaten gehen alsdann allein weiter, aber auch nicht lange, denn an der nächsten Straßenecke hocken sie nieder, zünden ihre Cigaretten an und rufen einen Scherbetverkäufer herbei, um sich zu erfrischen. Die städtischen Straßenwächter gesellen sich zu ihnen und vergrößern den Kreis, man raucht und schwatzt, lacht und trinkt, und die Stadt Kairo ist trotzdem recht gut bewacht.*) Aus einer Seitengasse schallt laute ara-

*) Diese Straßenwächter sind eine neue, erst vor einigen Jahren gemachte Einrichtung und, wie man sagt, durch verschiedene bedeutende nächtliche Diebstähle und Einbrüche hervorgerufen. Das Korps besteht aus 400 Mann, die in allen Stadtvierteln vertheilt sind und zu zweien oder vieren ihr Revier abzugehen haben. Sie tragen keine Uniformen, sondern zu ihrer gewöhnlichen Kleidung einen weiten weißen Mantel, und einen dicken gegen 8 Fuß langen Stab aus Eisenholz, mit dem man im Nothfalle einen Menschen sofort niederschlagen kann. Sie sind ferner gehalten, sich gegenseitig alle Viertelstunden abzurufen und zwar seltsamerweise mit dem Wort „uachéd", was Eins bedeutet, d. h. mit dem Nebenbegriff: Gott ist Eins, der Eine. In der ersten Zeit mögen nicht wenige Schläfer erschreckt erwacht sein, denn es war ein förmliches Gebrüll, das sich lawinenartig durch ganz Kairo fortpflanzte und in das alsdann noch die Hunde

bische Musik und Lachen und Gesang. Man feiert dort eine Hochzeit, und die Gäste, natürlich nur die Männer, sind eben von ihrem nächtlichen Moscheebesuch bei Fackel- und Kerzenschein zurückgekommen. Die Straße ist mehrere Häuser breit (denn die Nachbarn sind selbstverständlich eingeladen) mit bunten Teppichen überspannt und an quergezogenen Stricken hängen große Glaskronleuchter, deren zahlreiche Lichter in der stillen Luft so ruhig brennen wie in einem Salon; vor dem Hochzeitshause selbst hängen die drei schönsten Kronleuchter und dort sitzt auch ein alter blinder Scheich mit grünem Turban und langem weißen Barte, der von Zeit zu Zeit Koranverse recitirt. Ein Bild, wie wir es schon oft gesehen und auch bereits anderswo geschildert. Oben aus den holzgegitterten Fenstern schauen verschleierte Frauen schüchtern und neugierig herab; vielleicht ist die Braut darunter und vielleicht ist sie jugendlichschön .... wir wissen es nicht, und der Bräutigam, der unten bei seinen Freunden sitzt, weiß es auch nicht, denn noch hat er, nach der Sitte seines Volkes, seine zukünftige

---

mit Geheul einstimmten. Aber auch im Orient kehren nur die neuen Besen gut und das uachéd-Rufen wurde bald seltener und hörte endlich ganz auf. Die Sicherheitsmänner selbst aber sind geblieben, und wenn man spät heimkommt, begegnet man ihnen stets. Auch sie sind gute Leute, die uns beim Vorübergehen ein freundliches „leeltak saïda" (deine Nacht sei gesegnet) wünschen und gern eine Cigarette annehmen.

Gattin nicht gesehen und darf erst am nächsten Morgen ihren Schleier lüften. —

Aber wie am Tage, so hat die Muskih auch Nachts ihre Kontraste: kaum hundert Schritte weiter vernehmen wir (ich übertreibe mit keiner Silbe) ein entsetzliches Geheul, wie von Schakalen und Hyänen, das aus den matterleuchteten Fenstern eines oberen Stockwerks zu kommen scheint. Es sind Klageweiber, die den Tod eines soeben Gestorbenen „beweinen". Es ist dies, nach unseren christlichen Begriffen, eine wahrhaft abscheuliche Sitte, der allerdings in urältester Zeit (denn wir finden sie oft in der Bibel erwähnt, wo die nächsten Angehörigen den Todten beklagten) ein höheres und edleres Motiv zu Grunde lag, die aber, so wie sie sich jetzt zeigt, nur den größten Widerwillen erregt. Diese Klageweiber werden nämlich für ihr Geheul und Geschrei bezahlt, und je reichlicher man sie bezahlt, um so toller und lauter heulen und schreien sie; außerdem erhalten sie Kaffee, Tabak und Reis, und während die eine Hälfte trinkt und schwatzt und ißt und raucht, verrichtet die andere das Trauergeschäft, und alle Viertelstunden lösen sie sich ab. Sie zerraufen sich dabei das Haar und beschmieren sich Gesicht, Brust und Arme mit Schmutz und feuchter Asche, und dieser Hexensabbath dauert die ganze Nacht bis zum Morgen, wo dieselben Weiber alsdann, wie wir es bereits oben geschildert, noch hinter dem Leichenzuge lamentiren.

Ich hatte Mühe, mich des widerwärtigen Bildes zu entschlagen, da brachte ein glücklicher Zufall einen

neuen Kontrast, aber einen erfreulichen. Zwei barmherzige Schwestern gingen vorüber, von einigen dunkelbraunen abessinischen Novizen gefolgt; ein Diener trug ihnen einen hellen Fanûhs voran. Die frommen Frauen, die in so später Stunde nur im äußersten Nothfalle ihr Kloster verlassen, begaben sich vermuthlich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und deutlicher und erhebender zugleich konnte mir in diesem Augenblicke die Kluft, welche uns Christen von den Mohammedanern trennt, nicht vor die Seele treten.*)

Wir werden indeß dem Orient sofort zurückgegeben und zwar durch eine lange Prozession, die von dem oberen, etwas höher gelegenen Theile der Muskîh herabkommt. Anfangs sieht man nur eine doppelte perspek-

*) Es gibt sowohl in Alexandria als auch in Kairo ein katholisches Hospital, in welchem barmherzige Schwestern vom heiligen Joseph die Krankenpflege, ohne Unterschied sowohl der Konfessionen wie der Religionen, übernommen haben. Im Jahre 1869 ist ferner noch ein katholisches Mädcheninstitut von Clarissinnen gegründet worden, und zwar durch direkte Vermittlung der Kaiserin von Frankreich, die bei ihrem damaligen Besuch in Aegypten während der Suez-Festlichkeiten den Khedive dafür zu interessiren wußte, der sofort, um seinem hohen Gaste angenehm zu sein, die nöthigen Fonds mit gewohnter Liberalität bewilligte. Außerdem besteht noch in Alexandria ein von deutschen Diakonissinnen geleitetes Hospital, das bei vortrefflicher innerer Einrichtung und gleichfalls ohne jeden Glaubensunterschied eine überaus segensreiche Thätigkeit entfaltet.

tivische Lichterreihe, aber wenn sie sich genähert hat, erkennt man eine Anzahl bärtiger Männer in langen faltigen weißen Gewändern und Filzmützen, wie Zuckerhüte denen die Spitze fehlt, und jeder dieser Männer hält eine brennende Kerze in der rechten Hand. Zwei Araber eröffnen den Zug, die an einer Querstange einen Fanûhs tragen, der aber so groß ist, daß zwei Menschen bequem darunter Platz haben würden, und in welchem jedenfalls vier oder sechs Kerzen brennen. Es sind Derwische, die sich zu einem nächtlichen „Zikr" (wir kennen bereits das Wort und seine Bedeutung) in irgend eine Moschee begeben, und unterwegs reihen sich noch viele Gläubige mit ihren Laternen an. Den Zug beschließen einige Scheichs, denen man eine große silberglänzende Schüssel, die mit brennenden Lichtern besteckt ist, voraufträgt. Der seltsame Zug zieht in der Mitte der Nacht fast lautlos an uns vorüber, und noch in der Ferne sehen wir das Blitzen und Flimmern der Kerzen und Laternen, bis sie zuletzt wie kleine Sterne verschwinden.

Immer mehr Menschen, natürlich nur Araber und aus den untersten Volksklassen, kommen hervor und bereiten ihr einfaches Lager längs den Häuserreihen; viele wickeln sich nur fester in ihr Gewand und lehnen hockend an eine Hausmauer und bleiben dann in dieser Stellung unbeweglich sitzen wie dunkle Steinfiguren; man weiß nicht, ob sie wachen oder schlafen. Endlich verlöschen auch die Lampen und Lichter der meisten Kaffeehäuser, denn es ist bei all unserem nächtlichen

Umherſchweifen ſehr ſpät geworden, oder richtiger ſehr früh am Morgen, und auch wir ſehnen uns nach Ruhe.

Der Vollmond, der gleich nach Sonnenuntergang wie eine dunkelrothe Scheibe aus der Lybiſchen Wüſte heraufſtieg, ſteht als blendende Silberkugel hoch am mattblauen, durchſichtigen Himmel und wirft taghelle Lichtſtreifen auf die platten Dächer der Häuſer und auf die Palmbäume, auf die ſchlafenden Menſchengruppen und auf die verödete Straße, von der es uns jetzt ganz unmöglich dünken will, daß ſie vor noch kaum ſechs oder acht Stunden mit einem ſo unermeßlichen, wildlärmenden Gewühl von Menſchen, Wagen und Reitern überſäet war, und daß ſie es morgen wieder ſein wird . . . .

Da trifft plötzlich, vom Himmel herab, wie wir es ſchon ſo oft gehört, ein geſangähnlicher Ton unſer Ohr, erſt langſam vibrirend, dann mehr und mehr anſchwellend und endlich in vollen Klängen durch die Luft ziehend. Allah akbâhr! in dreimaliger Wiederholung. Es iſt der Muéddin, der vom Minaret der nächſten Moſchee die Gläubigen zum Gebet ruft. „Allah akbâhr! Gott iſt groß! Es iſt kein Gott außer Gott! Preiſ't den Allmächtigen, denn in Seiner Hand iſt Segen u. ſ. w.“ Auch auf den anderen Minarets werden Stimmen laut und nach wenigen Minuten tönt dieſer Geſang über ganz Kairo. Am Tage, wo ſich die Gebetrufer ebenfalls hören laſſen, verhallt ihre Mahnung faſt überall in dem Treiben

und Wogen der Menschen, aber jetzt in der einsamen Stille der Nacht hat dieser Ruf etwas wunderbar Ergreifendes und Feierliches.*) Nicht wenige Schläfer erwachen davon, erheben sich schnell und werfen sich alsdann, das Antlitz nach Osten, nach Mekka, gewendet, auf den Boden zu einem kurzen Gebet . . . . der Gesang verhallt und Alles wird wieder still, noch stiller als zuvor . . . . nur der Mond scheint und die Sterne flimmern, die große Khalifenstadt schläft, bis die Sonne des nächsten Morgens sie zu neuem Leben erweckt.

*) Die Muéddins rufen von den Galerien der Minarets im Ganzen, während der 24 Stunden von Tag und Nacht, siebenmal zum Gebet: beim Sonnenaufgang, alsdann Vormittags und Mittags, ferner Nachmittags und beim Sonnenuntergang, und dann noch zweimal in der Nacht. Viele singen mit sehr wohlklingender weithintönender Stimme, und an Freitagen singen auf jedem Minaret stets mehrere zusammen. Der Ruf ist natürlich zu den verschiedenen Tageszeiten verschieden, er enthält aber stets eine Mahnung zum Beten und beginnt und schließt immer mit einem dreimaligen Allah akbáhr! Gott ist groß! Strenggenommen (denn akbahr ist der Komparativ von kebihr: groß): Gott ist größer d. h. als alles Andere in der Welt. Da Kairo weit über hundert Minarets zählt, von denen wenigstens die Hälfte einen Muéddin hat, so kann man sich leicht die Gesammtwirkung eines solchen Gesanges, namentlich früh Morgens und Nachts, vorstellen.

M310120